

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



Februar 2013 – Nr. 8

Robert Bosch **Stiftung**

:: Die neuen Preisträger:
Marjana Gaponenko, Matthias Nawrat
und Anila Wilms



arte

**ARTE GRATULIERT
DEN PREISTRÄGERN
2013**



**ADELBERT-VON-
CHAMISSO-PREIS**

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache


Liebe Leserinnen und Leser,
mit dieser achten Ausgabe des *Chamisso* stellen wir Ihnen bereits zum fünften Mal druckfrisch zur Preisverleihung die diesjährigen Chamisso-Preisträger in Text- und Fotoporträts vor. Marjana Gaponenko erhält die Auszeichnung für ihr vom Publikum begeistert gelesenes Buch *Wer ist Martha?*. Die beiden Förderpreisträger Anila Wilms und Matthias Nawrat überzeugten die Jury mit ihren jeweiligen Debütromanen, deren Schauplätze unterschiedlicher kaum sein könnten: Albanien im Jahr 1924 und das heutige Freiburg.

Und gleich noch einmal Albanien: In unserer Reihe über kleine unbekanntere Sprachen macht sich der letztjährige Förderpreisträger Ilir Ferra Gedanken über seine Muttersprache Albanisch.

Wie wird der Adelbert-von-Chamisso-Preis eigentlich außerhalb der deutschsprachigen Literaturszene, von einer weltweit agierenden Institution wie dem Goethe-Institut wahrgenommen – dies wollten wir von dessen Präsident (und unserem Chamisso-Jury-Mitglied) wissen. Klaus-Dieter Lehmann antwortete voller Überzeugung: Chamisso sei für ihn ein Gütesiegel! Im Interview spricht er über das unverwechselbare Profil des Preises, seine Entwicklung in den vergangenen Jahrzehnten, und worin er seine Zukunft sieht. Lehmann lobt vor allem auch die Lesungen und Workshops, die den Preisträgern noch Jahre nach der Auszeichnung ermöglicht werden: Sie, liebe Leserinnen und Leser, können davon bei vielen interessanten Veranstaltungen ebenfalls profitieren.

Im Herbst jährt sich der Todestag des Dichters und Naturforschers Adelbert von Chamisso (1781-1838) zum 175. Mal. Seine berühmte Novelle *Peter Schlemihl* erschien vor 200 Jahren. Anlass genug, dass wir für das kommende Jahr einige öffentliche Veranstaltungen wie Lesungen und Vorträge, u.a. auch in Zusammenarbeit mit der Staatsbibliothek Berlin, vorbereiten, die den Namensgeber der Preises gebührend würdigen. Einiges über sein Leben und Werk erfahren sie bereits in dem Interview über die Digitalisierung seines Nachlasses.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre dieses *Chamisso* und vor allem mit den Büchern unserer Preisträgerinnen und Preisträger.




- 4 Umflattert von grünen Papageien
Marjana Gaponenko erzählt von Liebe und Tod
Von Beate Tröger



- 10 Der Mückenfänger
Matthias Nawrat – Schreiben in der Multioptionskrise
Von Martin Halter



- 14 Albanien 1924, auf der »Straße des Nordens«
Anila Wilms und ihr intellektuell avancierter Politthriller
Von Thomas Wörtche

- 18 Vom Handschriftenarchiv ins World Wide Web
Die Berliner Staatsbibliothek digitalisiert den Nachlass Adelbert von Chamissos
Von Michael Bienert

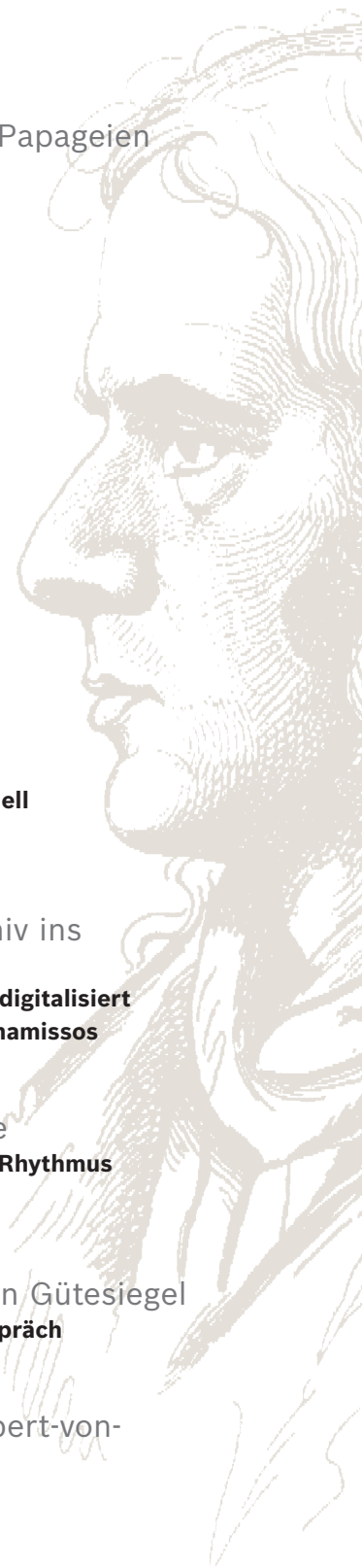
- 22 Die albanische Sprache
Einige Gedanken über Klang, Rhythmus und Übersetzungsprobleme
Von Ilir Ferra

- 24 Chamisso ist für uns ein Gütesiegel
Klaus-Dieter Lehmann im Gespräch
Mit Irene Ferchl

- 28 Neue Bücher von Adelbert-von-Chamisso-Preisträgern
Von Klaus Hübner

- 30 Neuigkeiten
Auszeichnungen, Novitäten

- 31 Mitarbeiterinnen/Mitarbeiter
Impressum



Umflattert von grünen Papageien

Marjana Gaponenko erzählt unter den Fittichen der Poesie von Leben und Tod

Von Beate Tröger

Nach heftigen Schneefällen macht der Winter eine Pause an eben dem Tag, an dem Marjana Gaponenko in ihrer Mainzer Wohnung zur vorweihnachtlichen Tee-stunde gebeten hat. In der Bibliothek ist der Biedermeiertisch gedeckt. Er steht nah vor dem größten Fenster des Raumes, das den Blick auf die kahlen Bäume einer kleinen Parkanlage freigibt. In einer Silberkanne dampft Tee, geschmückte Tannenzweige stehen daneben. Die Autorin wird sich im Laufe des Gesprächs als »riesiger Weihnachtsfan« zu erkennen geben. In hohen Regalen, die entlang dreier Wände laufen, stehen neben belletristischen Bänden neuere und antike Lexika, botanische, zoologische, darunter vor allem ornithologische. Draußen vor Balkonfenster und -türe baumeln Meisenknödel, liegen in einer Schale Sonnenblumenkerne. Zweifellos wohnt hier jemand, die sich auf Arrangements versteht, und neben Büchern, Musik und Weihnachten auch Vögel liebt.

Marjana Gaponenko empfiehlt den Sessel mit dem Blick aus dem Fenster und fordert auf, die Vögel genau zu beobachten: Draußen flattern nicht nur die in unseren Breiten heimischen Blau- und Kohlmeisen herum, sondern auch kleine grüne Papageien, die sich hin und wieder in den kahlen Zweigen niederlassen – exotische Vögel südlicher Provenienz mitten im Dezember!

Wer Gaponenkos Romane kennt, wird Papageien mitten im Mainzer Winter allerdings nicht überraschend finden. Sie passen einfach gut in die phantastischen, präzise choreographierten literarischen Szenarien, in denen Tiere, insbesondere Vögel, zu symbol-

trächtigen Wesen werden, für deren Sprache sich nicht nur die alternde Dorflehrerin Anna, die Protagonistin in Gaponenkos Romanerstling *Annuschka Blume* aus dem Jahr 2010 interessiert.

Auch Luka Lewadski begeistert sich für Vögel; die Hauptfigur in ihrem zweitem Roman *Wer ist Martha?* ist Ornithologe. Zum Zeitpunkt des Geschehens erfährt der 96-jährige Professor emeritus durch einen Anruf, dass sein Lungenkarzinom es erforderlich macht, sofort ins Krankenhaus zu kommen. Doch obschon Lewadski um die Begrenztheit des Lebens weiß – »Nun ja, Grenzen, Grenzen, Grenzen, Sie sehen, Madame, dauernd stößt der Mensch an Grenzen, innere oder äußere... Mal drückt der Schuh, mal drückt der Sarg, verstehen Sie, was ich meine?« –, sterben will er nicht sang- und klanglos. Und ganz bestimmt nicht im Krankenhaus! Er besorgt sich eine Kreditkarte, stattet sich mit feinen neuen Hemden aus und reist nach Wien, wo er sich im Hotel Imperial einmietet. Als »Lachmöwe auf dem Deck« genießt er seine letzten Tage in einer Opulenz, die Gaponenko eindrücklich schildert: »Klavierklänge umspülen seine alte Karkasse, ein Ober mit der Speisekarte in der Hand entsteigt der Musikkulisse und geleitet den Gast zu einem der Tische in der Nähe der Flügel. Alles passt zueinander, das Licht zum Teppichboden, das gedämpfte Klimpern zum sanften Schimmer der Spiegel.«

Neben dem Hotelangestellten Habib unterstützt ihn der unwesentlich jüngere Herr Witzturn, eine Art Alter Ego Lewadskis. Sahnetorte, Cocktails, Gespräche,



schwelgende Erinnerungen an Vergangenes und ein Konzert im Wiener Musikverein verschönern Lewadskis letzte Tage, in denen er »so viel redet wie in den letzten zwanzig Jahren nicht«. Jenseits des lustvoll zelebrierten Luxus und Humors grundiert der Mollton des nahen Todes diesen Roman, doch dank seines bizarren Humors, funkelnder Wortspiele und unbändiger Fabulierlust stellt *Wer ist Martha?* ein ausgesprochen lebenslustiges Memento mori dar.

Die deutsche Sprache kam ihr vor wie ein Tisch voller Schachteln

Warum schreibt eine so junge Autorin – Marjana Gaponenko wurde 1981 in Odessa geboren – über ältere Menschen? Sie hat sich schon sehr früh mit den Sinnfragen beschäftigt und im Alter von dreizehn beschlossen, sich aus ihrer Clique und den Parties der Jugendlichen zurückzuziehen. Anlass dazu war ein Junge, der nachmittags mit einer geöffneten Schaumweinflasche, mit »Schampanskoje«, bei ihr und ihren Freundinnen in einem Park auftauchte. Die Leere, die sie aus den Ritualen unter den Gleichaltrigen angähte, wollte sie nicht teilen.

Mit sechzehn sah sie sich mit dem Problem der Studien- und Berufswahl konfrontiert, »eine große Krise«, wie sie erzählt. Hin- und hergerissen zwischen dem Beruf der Botanikerin oder der Visagistin, entschied sich Gaponenko für ein Drittes: Sie begann, Deutsch zu studieren, das sie neben dem Englischen in der Schule gelernt hatte. Die Entscheidung geschah sehr bewusst, die deutsche Sprache kam ihr vor »wie ein Tisch voller Schachteln, die man anordnen und ineinander stapeln konnte«, als eine logische und, wenngleich komplexe, so doch beherrschbare Angelegenheit. Sie paukte hart und begann, auf Deutsch zu schreiben, zunächst für sich und vor allem Gedichte, die ihr halfen, sich in der fremden Sprache auf höchstem Niveau zu üben und zu vervollkommen.

Die Entscheidung erwies sich als richtig, doch die philosophischen Fragen nach Leben und Tod beschäftigten sie weiter. Insbesondere die Angst des Menschen

Auf der Treppe in der »Villa Bonn« der Frankfurter Gesellschaft für Handel, Industrie und Wissenschaft, einem beliebten Ort für kulturelle Ereignisse



»Ein Vogel singt nicht, weil er eine Antwort weiß,
sondern weil er ein Lied kennt.« Chinesisches Sprichwort*



Marjana Gaponeko schreibt lieber im stillen Kämmerlein als in der Öffentlichkeit

vor dem Sterben sieht sie bis heute als »eine, über die man verrückt werden kann, wenn man sie sich lange genug in aller Klarheit und ungefiltert vorlegt« und die sich um so dräuender stellt, je älter ein Mensch wird.

Die Endlichkeit des Lebens und die Einsamkeit, die jeder Mensch mehr oder weniger verspürt, sind in ihren Büchern präsent. Doch ihr Erzählen motiviert sie, so Gaponeko, aus dem Wunsch, der menschlichen Angst vor dem Tod etwas entgegenzusetzen – oder die Leser zumindest so gut zu unterhalten, dass sie diese Angst für die Dauer der Lektüre vergessen.

Gaponekos überbordende Phantasie, ihr Wortwitz und eine große Liebe zu ihren vornehmlich alten Protagonisten erzeugen einen Sog, das Alltägliche und die Sprache selbst erscheinen in einem neuen, farbigeren Licht. Dabei sei nichts in den Büchern frei erfunden, alles der Beobachtung und gründlicher Recherche

geschuldet, versichert die Autorin. Den alten Mann, der ihr als Vorbild für Lewadski diente, habe sie einmal in einer Bar gesehen und bei seinem Anblick sofort gewusst, dass sie über ihn schreiben muss. Er habe sich regelrecht dazwischengedrängt, das Manuskript, in dem Gaponeko von einer holländischen Schiffahrtsgesellschaft, vom Teehandel und von Katharina der Großen erzählt, blieb dafür bis auf weiteres in der Schublade.

Lewadskis Charisma war einfach größer, die Autorin wollte ihn so genau wie möglich kennenlernen und darstellen. Monatelang recherchierte sie für *Wer ist Martha?* in der ihr gewohnten Weise: beginnend mit dem Schreiben einer kurzen Passage, dann stöbernd in Fachbüchern und Lexika, nebenbei voller Lust am Materialsammeln, Karteikarte um Karteikarte mit ihren Notizen beschreibend, bis sich ein hoher Stapel von

Karten angesammelt hat. So erging es ihr auch bei der Arbeit an ihrem derzeit entstehenden Roman, in dessen Mittelpunkt ein älterer Geschichtsphilosoph und sein Schüler stehen werden. Es sei im Eifer des Recherchierens manchmal gar nicht so leicht, den Punkt zum Aufhören zu finden, um zum Schreiben zu wechseln. Als der Anruf mit der Nachricht kam, dass sie mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet wird, stellte sich nach der ersten überwältigenden Freude der Moment ein, in dem Gaponenko wusste: Jetzt kannst du dich an das Weiterschreiben des neuen Romans machen.

Zufällige Begebenheiten und Beobachtungen sind die Saatkörner für ihre Geschichten

Immer wieder erzählt die Autorin von glücklichen Fügungen, etwa davon, wie sie eingeladen wurde, einen Text für den Erzählungsband *Austern im Schnee und andere Sommergeschichten* zu schreiben. Sie verfasste einen fiktiven Brief, der Aufnahme in den Band fand und aus dem dann ihr erster Roman entstand. Wenn man Gaponenko reden hört, kommt es einem vor, als teile sie ihre besondere Gabe, mit der sie aus Einzelbeobachtungen und zufälligen Begebenheiten die Saatkörner für ihre Geschichten herauspickt, mit den Vögeln, die auch Lewadski so liebt.

Auch zu *Annuschka Blume*, ihrem ersten Roman, der sich, von zwei kurzen rahmenden Abschnitten abgesehen, ganz aus Briefen zusammensetzt, kennt Gaponenko eine Geschichte, wie sich die Dinge fügten: Sie konnte sich von real existierenden Briefen inspirieren lassen, die sie, geordnet in zwei Schachteln – einmal mehr tauchen hier die Sprachschachteln auf! – von einer alten Tante geerbt hatte. Ob aber der erste Romanbrief Annas an Piotr zuerst da war, zu dem dann die Briefe in den Schachteln kamen, oder die geerbten Briefe, die den ersten fiktiven Brief anstießen, das hat sie inzwischen vergessen. Es spielt auch keine Rolle in ihrem Kosmos, in dem weniger sie die Geschichten und Figuren findet als umgekehrt die Figuren und Geschichten ihre Autorin zu finden scheinen.

Wundersame Korrespondenzen gibt es in Leben und Werk Marjana Gaponenkos also allerorten. Dabei kommen ihre Romane mit wenig Personal aus, es braucht allenfalls zwei, die miteinander sprechen,

wenngleich nicht ganz klar ist, ob die einsame alte Dorflehrerin Anna Konstatinowna sich in *Annuschka Blume* ihren Briefpartner, den Journalisten und Weltenbummler Piotr Michailowitsch, nur vorstellt, sich die Korrespondenz also im Traum abspielt. Wie in der Wechselrede zwischen Anna und Piotr findet auch Lewadski in Witzturn, der in Wien im Konzertsaal an seiner Seite so fröhlich schnarcht und in der Bar so ausdauernd mit ihm trinkt, ein Gegenüber, einen Seelenverwandten, jemanden, mit dem er sich austauschen kann. Ist am Ende auch er nur eine Fiktion des Protagonisten?

Und wer ist die Martha im Titel des Romans?

Die Malerin Anita Albus berichtet in ihrem Buch *Von seltenen Vögeln*, dass eine Wandertaube, die letzte ihrer Art, den Namen Martha nach der Ehefrau von George Washington trägt. Diese Taube starb am 1. September 1914, an dem Tag, an dem Lewadski das Licht der Welt erblickte. Ist er Marthas Reinkarnation? Oder ist Martha eine Chiffre für die Verdrängten, die Ausgerotteten und Letzten einer Art? Welche Rolle spielt der biblische Subtext? Vielleicht steht Martha auch als Chiffre für das geliebte Wesen im platonischen und / oder erotischen Sinn, das Lewadski Zeit seines Lebens für sich nicht dauerhaft gefunden hat. Oder ist Martha ein gedachtes Gegenüber, das ein Zweigespräch ermöglicht? Auf keine dieser Deutungen lässt sich der



Die Schriftstellerin liebt die Tiere, sie füttert die Vögel vor dem Fenster

bücher

- :: **Wie tränenlose Ritter.** Lyrik aus der Ukraine. Geest Verlag, Vechta 2000
- :: **Reise in die Ferne.** Majak Verlag, Odessa 2003
- :: **Nachtflug.** Gedichte. Polonius Verlag, Frankfurt am Main 2007
- :: **Die Löwenschule.** Eine wahre Geschichte für Kinder und Erwachsene. Polonius Verlag, Frankfurt am Main 2008
- :: **Annuschka Blume.** Roman. Residenz Verlag, St. Pölten 2010
- :: **Wer ist Martha?** Roman. Suhrkamp Verlag, Berlin 2012

* Chinesisches Sprichwort, zitiert nach Malcom Tait und Oliver Tayler: *Vögel. Geflügelte Wunder, fantastische Schwärmerieen und ordentliche Ornithologie.* Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von Arnulf Conradi. Hamburg 2008.



Roman einschränken. Jeder wird »seine« Martha erkennen, sich ihrer erinnern - melancholisch, jubelnd, mit Lust am Pathos, das eine Weisheit in sich birgt.

»Ich erzähle gerne Geschichten, weil ich Freude am Erzählen hatte und weil ich gerne zusah, wie sich alles vor meinen Augen entfaltet« schreibt die

Lehrerin Anna in in einem Brief an Piotr. Wer Marjana Gaponenkos Bücher liest, wer mit ihr spricht, wird Zeuge ihrer unbändigen Freude am Erzählen - und davon, wie das von ihr Erzählte und Imaginierte die eigene Imagination aufs Eindrücklichste und lange nachschwingend in Bewegung versetzt. ::



und pflegt das Pferd »Miro« in seinem Stall in Mainz-Laubenheim



Der Mückenfänger

Schreiben in der Multioptionskrise: Matthias Nawrat

Von Martin Halter

»Schreiben ohne abzusetzen, Schreiben ohne Ziel und Anspruch, Schreiben ohne Ehrgeiz« ist für Matthias Nawrat höchstes Glück, Schwerarbeit und manchmal auch Qual, aber immer Bedürfnis, »eine bestimmte leibliche Art und Weise des In-der-Welt-Seins«. Wenn er ein paar Tage nichts geschrieben hat, fühlt er sich schlecht; für Menschen, die nie schreiben, hat er nur Bedauern übrig. Nawrat spricht selber von Größenwahn, aber es ist nicht so, dass er sein kleines Ich für erzählenswert hielte. Im Gegenteil: »Reale Erfahrungen« oder gar subjektive Nabelschau ekeln ihn förmlich an, solange sie nicht restlos in Literatur aufgehoben sind. Nawrat schreibt, um »außerkörperliche« oder »außerpersönliche« Erfahrungen zu machen, um sich von der Sprache überraschen und treiben zu lassen. Oder einfach nur so, für sich allein. Kein Tag ohne Zeile, kein Morgen ohne rituelle Schreibübung. Manchmal fließen bei seinem »ungerichteten«, fast automatischen Schreiben zwanzig oder dreißig Seiten aus ihm heraus. Die wenigsten halten einer späteren Selbstkritik stand, aber das Missverhältnis von Aufwand und Ertrag kümmernt ihn nicht: »Ich kann nicht anders«. »Es ist, als würde ein unendlich langer Mückenschwarm an meinem Fenster vorbeifliegen«, schreibt Nawrat in seiner poetologischen Selbstauskunft »Der Mückenschwarm«: »Jeden Tag öffne ich das Fenster und halte meine hohle Hand hinaus.«

Selbst wenn ihm die Worte immer wieder durch die Finger fliegen oder als unbrauchbar verworfen

werden: Wenn er nur ein paar aus dem Schwarm der vorbeischwirrenden Möglichkeiten einfangen kann, hat sich die Übung gelohnt. Aus einer Mücke wird ein Elefant. Schreiben ist für den 33-jährigen Biologen Leben und – das hat er am Schweizerischen Literaturinstitut in Biel gelernt – eine »Sache der Übung«. Einfach losschreiben, aus der »Bauchgrube« heraus; das Hinterfragen, das »dicke Ende« der Wurst kann immer erst danach kommen: Analysieren, Reflektieren, Konstruieren. Wichtig ist nur: »Die Figuren und Sprache müssen aus dir sprechen, nicht du aus den Figuren und aus der Sprache.«

Längst nicht alles, was aus ihm herauschreibt, findet seine Gnade

Das »Vertrauen, dass die Geschichten dich abholen kommen«, hatte Nawrat schon immer; mit vierzehn Jahren schrieb er, zusammen mit einem Freund, seinen ersten Roman. In Anbetracht dieses Schreibdrangs ist sein veröffentlichtes Werk relativ schmal, ein paar Kurzgeschichten (darunter »Arkadiusz Protasiuk«, eine »Schweijkiade« über den Piloten des 2010 abgestürzten polnischen Regierungsflugzeugs) und ein kleiner Roman. Dass er *Wir zwei allein* von fünfhundert auf gerade mal 190 Seiten zusammengestrichen hat, verrät, dass Nawrat bei allem Selbstvertrauen und aller



Nach Stationen in Bamberg, Heidelberg, Freiburg und Biel lebt Matthias Nawrat nun im Berliner Stadtteil Wedding

Spontaneität ein durchaus skrupulöser Autor ist. Längst nicht alles, was an ihm vorbei fliegt und aus ihm herausschreibt, findet seine Gnade. Immerhin, nachdem seine Erzählung »Unternehmer« in Klagenfurt als ausbaufähig gerühmt (und mit dem Kelag-Preis ausgezeichnet) wurde, will er die Kurzgeschichte jetzt zum Roman erweitern.

Eltern, die für ihren Aussteigertraum Elektronikschrott recyceln und Rohstoffe nach skurrilen Verfahren abkochen, Kinder, die im Familienbetrieb schon mal einen Arm, aber nie ihren stillen Gleichmut verlieren: Die Bachmann-Preis-Jury entdeckte in »Unternehmer« realistische Kapitalismuskritik, ein surreales Pubertätsdrama, ein modernes Hänsel-und-Gretel-Märchen und eine Familiengroteske. Die irritierende Vieldeutigkeit der Interpretationen ist ganz nach dem Geschmack des Autors und bis zu einem gewissen Grad auch biografisch begründet: 1979 im polnischen Opole (Oppeln) als Sohn eines Psychologen und einer Sportlehrerin geboren, ist Nawrat in zwei Kulturen zuhause. Er kennt und schätzt angelsächsische Erzähler wie Hemingway oder Carver, aber mindestens ebenso wichtig für seine literarische Sozialisation waren

Gogols grotesker Humor, Kafkas Parabeln, Stanisław Lems *Solaris* und tschechische Märchenfilme. Nawrat hält nichts von autobiografisch inspirierten Familienepen, aber in seinem dritten Roman will er erstmals über seine polnische Herkunft schreiben.

Als der Spätaussiedler 1989 nach Bamberg kam, sprach er kein Wort Deutsch. Integrationsprobleme hatte er dennoch nicht. Nawrat verstand sich nie als Autor »mit Migrationshintergrund«, aber dass er sich das Deutsche hart erarbeiten musste, erscheint ihm heute als Glück. Kein Wort versteht sich von selbst: Die Fremd-Sprache bleibt »außerhalb des normalen Verwendungszusammenhangs«, geht nicht in ihren kommunikativen Funktionen auf. Dass Nawrat sich so vertrauensvoll ihrer Poesie und Eigengesetzlichkeit unterwirft und immer wieder eigenwillige »verglückte« Metaphern findet, hat wohl auch mit diesem »Blick von außen« zu tun. Er kann und will nicht den Weg des geringsten Widerstands, den breiten Pfad des Leichten, Naheliegenden und Eingängigen begehen, sondern sich am Widerständigen, Fremden, Unmöglichen reiben.

»Eigentlich könntest du in Zukunft die Bestellungen machen, sagt Ecki. Du hast doch studiert. Lieber nicht, Ecki, sage ich.« aus: *Wir zwei allein*



Romantische Unbestimmtheit und traumwandlerisch sichere Präzision

Benz, der dreißigjährige Erzähler von *Wir zwei allein*, ist ein romantischer Taugenichts, der ziel- und anspruchslos in den Tag hinein lebt. In und um Freiburg (wo Nawrat Biologie studierte), zwischen Himmelreich und Höllental, fährt er mit dem Sprinter Gemüse aus. Wenn er nicht gerade im Schwarzwald unterwegs ist, hält er Zwiesprache mit seiner Yuccapalme oder trinkt in Rudis Kneipe Riegeler Landbier mit Freunden. Dass auch Nawrat das Zeug zum Kneipenphilosophen hat, verriet schon sein Klagenfurter Selbstdarstellungsvideo: Mit nicht ganz bierernsten Gedanken über Wespen und Gehsteige unterlief er spielend den oft präventösen Kunstwillen des Genres.

Aber dann taucht ein Mädchen auf und stürzte Benz in alle Himmelreiche und Höllentäler der Liebe. Theres, die Schuhverkäuferin und erfolglose Künstlerin, ist eine zauberhafte Elfe, widerspenstig, unberechenbar, vielleicht sogar manisch-depressiv, jedenfalls nie zu fassen. Manchmal verschwindet sie wochenlang, dann wieder will sie sich mit dem Gemüsefahrer in einem Liebesnest im dunkelsten Schwarzwald verkriechen; am Ende ist Theres schwanger von einem anderen. Als Liebes- und Aussteigermelodram bietet der Roman wenig Überraschungen. Um so unerhörter ist der Erzählton, ein sprunghaftes Hin und Her zwischen Konjunktiv und Indikativ, romantischer Unbestimmtheit und traumwandlerisch sicherer Präzision, die Beschreibung des nebelverhangenen, psychodelisch verfremdeten Schwarzwalds. Nawrats Roman debüt ist so zart und zweideutig verzipfelt wie die rote Mohrrübe auf dem Cover und so grün wie die Öko-

:: »Arkadiusz Protasiuk«. In: **Happy End – Die besten Geschichten aus dem MDR-Literaturwettbewerb 2011.**

Herausgegeben von Michael Hamner.
Verlag Neues Leben, Berlin 2011

:: **Wir zwei allein.** Roman. Verlag Nagel & Kimche, Zürich 2012



hauptstadt Freiburg, aber am Ende verdunkelt sich das zweisame Idyll an der Dreisam zur klaustrophoben »folie à deux«. Nawrat lebte selber einmal zwei Wochen auf einem einsamen Schwarzwaldhof. Wenn er heute von Berlin nach Freiburg zurückkehrt, kommt ihm die Stadt »entzaubert« vor.

Kapitulation ist keine Niederlage, sondern eine Lebensform

Wir zwei allein erzählt von zwei Außenseitern der Leistungs- und Konsumgesellschaft, die, erschlagen von der Fülle der Möglichkeiten, den Rückzug in Verweigerung und Askese wählen, bis hin zum entropischen Stillstand: »Besitz abstoßen, Bekanntschaften einschränken, jede Tätigkeit in Anführungszeichen setzen. Es sind die anderen, die arbeiten, erziehen, sparen. Unsereins sinkt in die Geschichte zurück wie ein Stein.« Der kindsköpfige Taugenichts fantasiert sich als Schwarzwaldindianer und Dschingis Khan im Gemüsebeet, aber meistens will er sich nur wegducken, abtauchen, verschwinden: »Glauben ablassen, klein werden auf rechtwinklige Art und Weise, verräumbar in den Keller, in den Schrank«. Die Kapitulation ist für ihn keine Niederlage, sondern eine Lebensform: »Es gilt, in Vergessenheit zu geraten. Es gilt, einen speziel-

len Neglect für die eigene Person zu erzeugen, ein Loch in der Wahrnehmung der anderen. In ein paar Jahren wird es so sein, als hätte ich nie gelebt«. Wenn Benz und Theres Gemüse ausfahren oder in ihrer sturmtostenden Heidegger-Hütte Tee trinken, fühlen sie sich als »Einheit in einem Land aus Zweisamkeiten«. Aber das selbstgenügsame Idyll, das defensive Wir-zwei-allein-Gefühl ist selbst der Borderlinerin auf die Dauer zu wenig.

Als Kind konnte Nawrat sich nicht sattsehen an den gut gefüllten Schaufenstern und Warenregalen seiner neuen Heimat. Inzwischen empfindet er den »Zwang zur Freiheit« eher als Last und Lähmung. *Wir zwei allein* – ursprünglich sollte der Roman »Wir könnten« heißen – ist auch ein Porträt der »Generation der Unentschlossenen«, jener bindungs- und entscheidungsscheuen Singles in prekären Arbeitsverhältnissen, Teilzeit-Beziehungen und Patchwork-Familien, die von der Vielzahl der Optionen überfordert werden. Nawrat hat seine Entscheidung getroffen: Für seinen Traum vom Schreiben gab er seinen Brotberuf als Wissenschaftsjournalist auf. Die nüchterne Sprache der Molekularbiologie, die rationale Vermessung der Welt empfand er schon während des Studiums als ungenügend. Lieber mit der hohlen Hand und ins Blaue hinein Mücken und Schmetterlinge fangen als tote Insekten sezieren und klassifizieren. ::

Albanien 1924, auf der »Straße des Nordens«

Anila Wilms und ihr intellektuell avancierter Polit-Thriller

Von Thomas Wörtche

Anila Wilms' Roman-Debüt *Das albanische Öl oder Mord auf der Straße des Nordens* ist ein extrem überraschendes Buch. Nichts ist so, wie man denkt, nichts so, wie die Konvention es will, nichts so, wie man es gewohnt ist. Aber von Anfang an:

Albanien, 1924. Auf der »Straße des Nordens«, einer der wenigen modernen Verkehrsadern im wilden und einsamen Bergland – gebaut von österreichischen Pionieren im Ersten Weltkrieg –, werden zwei amerikanische Staatsbürger ermordet, ihr Chauffeur ist schwer verwundet. Man bringt die Leichen und den Verletzten in die gerade aus dem historischen Schlaf erwachende Hauptstadt Tirana, wo sofort hektisch über die Täter spekuliert wird. Wer hat die Gäste des albanischen Volkes ermordet, wer das heilige Gastrecht gebrochen? Kurz: Wer war's?

Bis hierhin könnte der Roman ein ganz normaler historischer Krimi sein, angesiedelt in einer ungewöhnlichen und für deutsche Leser eher exotischen Region. Das wundert zunächst wenig in Zeiten der seriellen, kriminalliterarischen Kombinatorik, bei der Erfolgsrezepte wie »historischer Krimi« und »exotischer Schauplatz« in allen möglichen Kombinationen zusammen getackert werden – Albanien wäre eine echt neue »location«.

Bald ist allerdings klar, dass wir mit Krimi-Parametern nicht weiterkommen, auch deswegen, weil Anila Wilms keinen Krimi schreiben wollte und geschrieben hat. Kriminalliteratur allerdings schon, wenn auch nolens volens, dafür gleich vom Feinsten.

Die Angelegenheit wird kompliziert. Der Mord an den beiden Amerikanern gerät zunehmend in ein kom-

plexes Geflecht aus Konflikten und prekären Konstellationen. Albanien steht erst seit wenigen Jahren nicht mehr unter türkischer Herrschaft und ist ein souveräner Staat in den Geburtswehen. Außerdem vermutet man beträchtliche Erdölvorkommen, die für die Großmächte USA und Großbritannien so interessant sind, dass die albanische Innenpolitik damit ihre jeweiligen Eigeninteressen nachdrücklich ins Spiel bringen kann. Regierung und Opposition, Traditionalisten und Modernisierer stehen sich spinnefeind gegenüber, genauso wie eine allmählich knospende urbane Kultur der (Küsten-)Städte in scharfem Kontrast zu den eher archaischen Stammeskulturen im Gebirge steht. Noch sind die Grenzen des Landes nicht genau definiert, das benachbarte Serbien zeigt Begehrlichkeiten, Griechenland und Bulgarien sind Machtfaktoren, die man im Auge behalten muss, und Mussolinis Italien interessiert sich brennend für eine Einfallsschneise auf dieser Seite der Adria. Außerdem gibt es in der albanischen Regierung starke Tendenzen, sich ein Protektorat Italiens mit weitgehender Feudalmacht (als Statthalter) bezahlen zu lassen. Der Mordfall, beziehungsweise seine politische Bedeutung und Instrumentalisierbarkeit, wird immer brisanter.

Aus dem Krimi ist unter der Hand ein veritabler Polit-Thriller geworden, obwohl Anila Wilms dies nicht bewusst plante und erst, nachdem ihr Roman erschienen war, zum Beispiel auf Eric Ambler gestoßen ist. Mit dessen Thrillern, seiner hochintelligenten und coolen Sicht auf die Welt weist *Das albanische Öl oder Mord auf der Straße des Nordens* ein paar verblüffende Ana-



Für wissenschaftliche Recherche nutzt sie gern die Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin

logien auf. Die wichtigste ist vielleicht die, die aktuelle Situation mitzudenken: Amblers Romane – vor allem die einschlägigen »Balkan«-Thriller *Die Maske des Dimitrios*, *Der Fall Deltchev* und *Schirmers Erbschaft* – spielen in europäischen Umbruchszeiten, zwischen und nach den beiden Weltkriegen, deren Verwerfungen sich noch lange nicht geglättet haben.

Sie haben, wie Wilms' Buch, als Subtext die vermeintliche Randständigkeit des Balkans in Europa, die natürlich, eingedenk der geostrategischen Lage, bei genauer Betrachtung keineswegs peripher ist.

Das alte albanische Gewohnheitsrecht: »Kanun« – die Blutrache

Das Albanien von Anila Wilms liegt dabei unter einer noch schärferen Linse des Brennglases. Was sie aus den 1920er Jahren erzählt, gilt cum grano salis auch für das heutige Albanien, das im Text mit keinem Wort vorkommt, aber selbstverständlich, wie bei allen wichtigen »historischen« Romanen, den Bezugsrahmen abgibt.

Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen ist die Zeit der zerbröselnden Norm-Systeme. Es entstehen Freiräume, die Karten werden neu gemischt. Im Falle unseres Romans positionieren sich demokratische Bestrebungen, autokratische Tendenzen und das alte albanische Gewohnheitsrecht inklusive Blutrache, der »Kanun« (der allerdings erst in den 1930er Jahren schriftlich fixiert wurde) gegeneinander bis an den Rand eines Bürgerkrieges.

Die Parallelen zum postkommunistischen Albanien, inklusive der Bürgerkriegsgefahr von 1997, anlässlich derer etwa Wilms' Bruder das Land verlassen musste, sind kaum zu übersehen. Anila Wilms, geboren 1971 in der Hafenstadt Durrës, dem antiken Dyrrhachium, aufgewachsen in Tirana, als DAAD-Stipendiatin nach Berlin gekommen und seitdem dort lebend, meint, dass das Land sich auch heute noch nicht gefunden hat. Die alten Konfliktlinien brachen nach dem Wegfall des totalitären Drucks wieder auf, und es entstand die groteske Situation, dass der alte »Kanun«, den das Enver-Hoxha-Regime miraculöser- und paradoxerweise mit seinem post-stalinistischen, maoistisch-steinzeitlichen »Kommunismus« in eine Art unheilige Allianz gezwun-



gen hatte, auch heute noch in den Köpfen der Leute siedelt.

Man sieht: *Das albanische Öl oder Mord auf der Straße des Nordens* ist kein als »Genre« designer Roman, sondern ein Textgebilde mit vielen Schichten und Dimensionen, deren literarische Inszenierung ihrerseits mindestens genauso viele Schichten und Dimensionen aufweist.

Das fängt damit an, dass Anila Wilms eine wissenschaftliche Bearbeitung des Stoffes (der das Buch seine penible Recherche verdankt) zugunsten der Fiktionali-

sierung aufgegeben hat. Aus der deprimierenden Enge des Hoxha-Albanien entflohen, drohten mit der geplanten Dissertation und den strikten Anforderungen an Wissenschaftlichkeit die nächsten Einschränkungen. Fiktion erlaubt mehr Komplexität und mehr Subjektivität. Der Stoff verlangt dies, denn die albanische Geschichte ist Teil der Familiengeschichte von Anila Wilms, auch wenn deren öffentliche Behandlung dort nicht gerne gesehen wird. Eine der Hauptfiguren des Romans, Adnan Bey Gorica, der Außenminister, der den Türken so problemlos gedient hat wie er auch Mussolini gerne dienen würde, ist dem Urgroßvater der Autorin ziemlich genau nachgebildet. Keine sehr erfreuliche, aber eine durchaus interessante Gestalt, die Anila Wilms wie alle ihre Figuren – kaum klassische »Sympathieträger«, dafür »seriös« gestaltet – mit distanzierendem Witz und federleichtem Spott schildert.

Der Text geht durch einen komplizierten Entstehungsprozess

Der Roman hat keinen konventionellen »Helden«, aber über weite Strecken eine klare, souveräne Erzählstimme aus dem *off*, die regelmäßig von amtlichen Verlautbarungen, Pressemitteilungen und Depeschen des amerikanischen Botschafters Grant bestätigt oder konterkariert wird: Ein deutlicher Hinweis darauf, dass bei aller fiktionalen Subjektivität der Roman nur *eine* Möglichkeit ist, reale Begebenheiten zu verarbeiten. Das fiktionale und nicht-fiktionale Erzählen stehen als zwei gleichberechtigte Instanzen da, und dieser Balanceakt lässt keine Interpretationshoheit der einen Seite zu. Die Realität ist nicht monolithisch, die *narration* nur mögliche Variante. Das ist für die emigrierte Autorin – die auf ästhetisch-sprachlichem Weg etwas herausbekommen möchte über sich, über ihr Herkunftsland und, damit unabdingbar verknüpft, wie sie betont, über das, was Kulturen, Ideologien, Religionen und Mythen ganz konkret mit Menschen machen – durch ihre kreative Selbstermächtigung eine wunderbare Option: Eine Befreiung von allen möglichen Zwängen, Konsistenz und Sinn herzustellen, wenn doch die Paradoxien und Widersprüche viel stärker und spannender, viel magischer sind.

Der Text, der durch einen komplizierten und riskanten Entstehungsprozess gehen musste, bevor er die aktuelle deutsche Form gefunden hatte (es gibt eine

»Stets stieß das Bergland sie ab: die Osmanen, die Serben, die Österreicher. Am Ende blieben nur ihre Gräber zurück...« aus: *Das albanische Öl oder Mord auf der Straße des Nordens*

:: **Das albanische Öl oder Mord auf der Straße des Nordens.** Roman. Transit Verlag, Berlin 2012



Ob in der Unibibliothek oder im Café – Anila Wilms schreibt überall

divergierende Variante auf Albanisch, aber das ist ein anderes Thema), fasziniert nicht zuletzt durch seine ästhetische Flexibilität. Wilms parodiert, persifliert, zitiert und beherrscht damit die nuanciertesten Sprachmilieus – »orientalisch«-blumige Rhetorik genauso wie Lakonie, rohe Statements und Zynismen der Beteiligten –, erfreut sich an Spott und Witz und erschafft in der Figur der Kaffeehaus-Autorität Keno Effendi eine Art ironisch-selbstreflexiver Instanz.

Überhaupt sind Witz und Komik so wichtig wie das intellektuelle Understatement. Unter einer leichten, eleganten und amüsanten Oberfläche lauern die Tretminen der manchmal auch knallharten Dissonanzen und Widersprüche.

Das albanische Öl oder Mord auf der Straße des Nordens ist ein vergifteter Kriminalroman, ein intellektuell avancierter Polit-Thriller und Teil eines größeren literarischen Projekts, an dem Anila Wilms arbeitet: Albanien und die Nazis wird ein Thema des nächsten Buches sein, Mutter Teresa, Religion und Mythos stehen auf der To-do-Liste. Daraus werden wieder Romane entstehen – mit, hört man Anila Wilms genau zu, beträchtlichem Überraschungsfaktor.

::

Vom Handschriftenarchiv ins World Wide Web

Die Berliner Staatsbibliothek digitalisiert den Nachlass Adelbert von Chamissos

Von Michael Bienert

Die Familie des Dichters und Naturforschers Adelbert von Chamisso verwahrte seine Briefe und Manuskripte wie einen kostbaren Schatz. Seit 1938 gehört er der Staatsbibliothek zu Berlin, nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er in die Sowjetunion verschleppt und kehrte 1958 nach Ost-Berlin zurück. Mit Hilfe der Robert Bosch Stiftung wird der schriftliche Nachlass zur Zeit wissenschaftlich erschlossen, digitalisiert und im Internet veröffentlicht.

Jutta Weber leitet das Projekt, sie hat es als stellvertretende Leiterin der Handschriftenabteilung in der Staatsbibliothek auf den Weg gebracht. Die Diplom-Archivarin Anja Krüger und die Literaturwissenschaftlerin Monika Sproll arbeiten sich seit Anfang 2012 Blatt für Blatt durch den umfangreichen Nachlass. Michael Bienert hat sie nach ihrem Vorgehen und ihren Erfahrungen befragt.

Die Staatsbibliothek besitzt viele bedeutende Nachlässe, was zeichnet den von Chamisso besonders aus?

Jutta Weber: Es ist ein ungewöhnlich vollständiger Nachlass, er umfasst alle Arten von Dokumenten, die man sich nur wünschen kann: Briefe, Urkunden, Reiseaufzeichnungen, Notizbücher, Werkmanuskripte, das meiste unveröffentlicht. Das alles korrespondiert mit anderen Handschriften in der Staatsbibliothek, die viele Nachlässe von Gelehrten des frühen 19. Jahrhunderts besitzt, etwa der Brüder Grimm, der Brüder Humboldt, der Philosophen Fichte und Hegel...

Anja Krüger: Ich bearbeite die Familienbriefe und finde die Geschichte von Chamissos Familie, die wegen der Französischen Revolution 1792 nach Deutschland floh und später teils hier, teils in Frankreich lebte,



Die Projektleiterin Jutta Weber, Diplom-Archivarin Anja Krüger und die Literaturwissenschaftlerin Monika Sproll bearbeiten den Chamisso-Nachlass

hochinteressant. Für mich als Archivarin war es aber auch sehr spannend, die Geschichte des Nachlasses herauszuarbeiten. Auf den Nachlasszetteln stehen kleine Zahlen, wir haben inzwischen herausgefunden, dass es sich um Altsignaturen handelt. So können wir jetzt rekonstruieren, was fehlt oder vielleicht später hinzugekommen ist.

Monika Sproll: Für die Literaturwissenschaft ist günstig, dass wir die Materialien eines ganzen Dichters beisammen haben. Man kann nachvollziehen, wie der junge Chamisso sich vom Lyriker zum Prosaautor entwickelt und sich dann doch entscheidet, bei der Lyrik zu bleiben. Man sieht sein Interesse an den Literaturen Europas und über Europa hinaus. Interessant finde ich auch, dass Chamisso in der Literatur die Phantastik liebte, aber als Wissenschaftler ein strenger Empiriker war. Das war zu seiner Zeit nicht selbstverständlich.

Jutta Weber: Das ist ein Nachlass, der nicht nur Literaturwissenschaftler begeistert, sondern auch Naturwissenschaftler!

Berlin den 15. Febr 1815.

Jen D. aut graphen Sammlung von Pflanzen aus Salsola Kali, Plantago arenaria
 Galium verum wird von G. melago verdrängt, die Potentilla anserina
 Veron gelbweiss ist - P. veron auf bei Kyritz sehr ergiebig.
 Eryngium Campetia Leuchten an der Gabel.
 Craca alpina Aristernedia Ehrh. immer in einem aufgebundenen und
 verbrannten Torkmoss.
 In Mecklenburg gefallt sich in den Wäldern Lychnis Sclerostis zu Impatiens
 noctanera; in Estland Craca totalis zu Calana vulgaris. Prosera anglica fällt
 in 2 andern mit Rynchospora alba fällt an wasserreichen Stellen
 in Calli arenosis Campanula rotundifolia und Anemone arvensis
 Agerastropisif. Die Hippo und Elymus werden nicht mehr gesammelt
 von Leuchten an bis Asperulaque die Chrysanthemum vegetum
 inter legetes copiosa.

Hamburg den 18.
 Jen. Ellygal. aster annuus in radicata. Anagallis archangelica
 in den Elbinseln. (unter dem Zwickel.)

Museum des Kaufmanns Roeding.

4 Exemplare des Struthio Carolus. ein vollständiges ein
 minder gefüllt, ein Skelet und ein Pullus.
 Ardea parvula? nova species.
 Parval Schädel mit beiden Gefässen. (auf ein der Schädeln zu
 Spindel des Hippopotamus
 Maxilla des Cachalot Physiter catodon.
 Elefantenzahn von verschiedenen Species. lineis parallelis undulatis
 in abwechselnd form.
 ein americanischer Trochodile, welches drei fiquisfines
 5 Tage lebendig gefast zu leben aufgeht. von des Londoner
 ant. Donament kommt fiedel zu oben Nahrung gewonnen
 zu haben.
 Legumnes.

Museum des Kaufmanns Roeding

4 Exemplare des Struthio Carolus

ein minder gefüllt

ein Skelet und ein Pullus

Ardea parvula? nova species

Parval Schädel mit beiden Gefässen

(auf ein der Schädeln zu Spindel des Hippopotamus)

Maxilla des Cachalot

Physiter catodon

Elefantenzahn von verschiedenen Species

lineis parallelis undulatis in abwechselnd form

ein americanischer Trochodile

welches drei fiquisfines 5 Tage lebendig gefast zu leben aufgeht

von des Londoner ant. Donament kommt fiedel zu oben Nahrung gewonnen zu haben

Legumnes

Die ersten Aufzeichnungen Chamissos von seiner Weltreise: Auf dem Weg von Berlin nach Hamburg notiert er, welche Pflanzen er am Wegesrand identifiziert hat. In Hamburg besucht er das »Museum des Kaufmanns Roeding« und studiert dort naturkundliche Exponate wie einen »Schädel des Hippopotamus«

Wann entstand die Idee zur digitalen Veröffentlichung?

Jutta Weber: Ich habe die Leitung des Referats »Nachlässe und Autographen« in der Staatsbibliothek 2004 übernommen und mich gewundert, dass dieser Nachlass so unbearbeitet geblieben ist. Er steckte immer noch in den russisch beschrifteten Mappen aus der Zeit seiner Auslagerung in die Sowjetunion. In den letzten Jahren rückte die Möglichkeit digitaler Veröffentlichungen generell immer mehr ins Blickfeld. Durch die finanzielle Beteiligung der Robert Bosch Stiftung wurde daraus ein reales Projekt. Eine Rolle hat auch gespielt, dass Chamissos Nachlass - so komplex er ist - noch überschaubar ist, es sind 35 Archivkästen. Dies ist das erste Projekt dieser Art, das die Staatsbibliothek angeht, auch weltweit gibt es kaum etwas Vergleichbares: dass ein Nachlass komplett erschlossen und für jedermann zugänglich ins Netz gestellt wird.

Warum braucht die Staatsbibliothek dafür die finanzielle Hilfe der Robert Bosch Stiftung?

Jutta Weber: Länger dauernde Projekte können wir nicht mit unserem eigenen Personal bewältigen, weil die rasche Bearbeitung von Nutzerwünschen immer Vorrang hat. Frau Krüger und Frau Sproll arbeiten kontinuierlich am Nachlass, bei dieser komplexen Aufgabe muss das so sein, sonst wird das nichts.

Und wie gehen Sie vor?

Anja Krüger: Frau Sproll ist für die wissenschaftliche Tiefenerschließung der Manuskripte und Briefe zuständig, ich unterstütze sie bei der Entzifferung und der Klärung von Datierungen, recherchiere Personen und Orte, packe die Nachlassmaterialien in säurefesten Mappen und Kästen um, gebe die Daten in »Kalliope« ein ...

Erklären Sie bitte kurz, was »Kalliope« ist!

Jutta Weber: Eine Verbunddatenbank für Nachlässe und Autographen in Deutschland, die von mir in der Staatsbibliothek aufgebaut worden ist. Sie geht auf die 1966 begründete Zentralkartei der Autographen zurück, einen Katalog mit über einer Million Zettel-

nachweisen. Diese Nachweise sind inzwischen in die nationale Datenbank überführt worden, bei der 500 Institutionen in Deutschland ihre Autographen melden. Dadurch werden Verbindungen unseres Chamisso-Nachlasses zu Handschriften anderswo in Deutschland sofort sichtbar, zum Beispiel zu denen im Deutschen Literaturarchiv in Marbach.

Die Datensätze in »Kalliope« sind sehr umfangreich, so verzeichnen sie bei jedem einzelnen Brief von Chamisso alle erwähnten Personen, aber auch Orte, Publikationen, Tier- und Pflanzennamen, damit man danach in der Datenbank suchen kann. Frau Sproll, wie gehen Sie als Literaturwissenschaftlerin damit um, dass Sie plötzlich Dutzende botanischer Bezeichnungen richtig einordnen sollen?

Monika Sproll: Die erwähnten Publikationen kann man bibliographisch erschließen, für die botanischen und zoologischen Begriffe gibt es historische Wörterbücher. Es ist aber oft nicht ganz einfach, in der Handschrift die Fachbegriffe überhaupt richtig zu entziffern. Dabei hilft das Internet sehr, zum Beispiel kann ich bei Google Books prüfen, ob der Begriff, den ich gelesen habe, in älteren Werken auftaucht.

Jutta Weber: Es ist ein glücklicher Zeitpunkt für solch eine Arbeit, vor acht Jahren standen viele Hilfsmittel online noch gar nicht zur Verfügung. Wir sitzen hier zwar in einer riesigen Bibliothek mit Millionen Büchern, aber man muss das richtige Buch erstmal finden...

Monika Sproll: Internetfachportale, zum Beispiel zur Biologie, sind eine große Hilfe. Wir können so viel schneller arbeiten. Aber natürlich bestellen wir auch viele Bücher. Und wir haben inzwischen viele Kontakte zu Botanikern und Zoologen aufgebaut, so kann ich meine Recherchen fachkundig überprüfen lassen.

Hat sich ihr Blick auf Chamisso durch die Arbeit verändert?

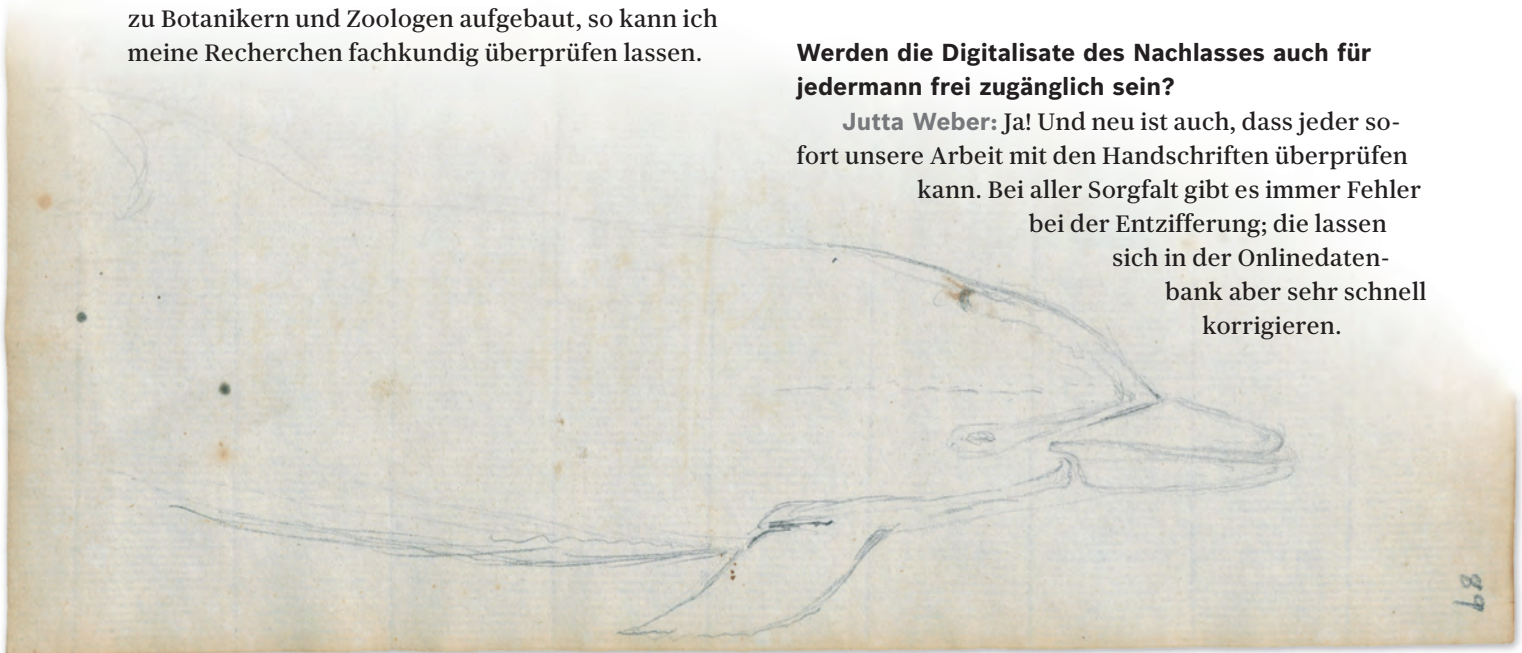
Anja Krüger: Beim Bearbeiten der deutschen und französischen Familienbriefe bin ich oft berührt von dem engen Zusammenhalt in der großen Familie. Man erfährt viel über die Beziehung zu seiner Frau, den Brüdern, den Schwägerinnen und ihren Kindern. Chamissos Neffen in Frankreich haben ihn sehr bewundert. Ich lese immer wieder gern in den Briefen, obwohl die inhaltliche Tiefenerschließung nicht meine eigentliche Aufgabe ist.

Monika Sproll: Es ist hochinteressant, in diese Zeit einsteigen zu können, in den Alltag, in das literarische und wissenschaftliche Leben. Immer wieder kommen spannende Briefe auf den Tisch, die Bezüge zu anderen Dichtern herstellen. Es ist sehr amüsant zu lesen, wie Chamisso und Gustav Schwab sich als Herausgeber des *Deutschen Musenalmanachs* ein Urteil über die Gedichte anderer Autoren bilden. Wir haben auch einige Briefe von E.T.A. Hoffmann an Chamisso im Nachlass. In einem bittet Hoffmann um ganz konkretes Fachwissen, weil er eine Satire über zwei Zoologen schreiben will, die wegen einer Laus in Streit geraten.

Jutta Weber: Für mich ist es beglückend zu sehen, wie hier eine junge Archivarin ihre präzisen Recherchen und eine Literaturwissenschaftlerin ihr Hintergrundwissen über die Zeit zusammenbringen, und zwar so, dass die Ergebnisse sofort in der Internetdatenbank zu sehen sind. Es ist hier nicht so, dass endlos an einer Edition gearbeitet wird, die dann vielleicht nach zehn oder zwanzig Jahren vorliegt. Hier haben zwei junge Forscherinnen sofort die Chance, ihr Wissen mit der Welt zu teilen.

Werden die Digitalisate des Nachlasses auch für jedermann frei zugänglich sein?

Jutta Weber: Ja! Und neu ist auch, dass jeder sofort unsere Arbeit mit den Handschriften überprüfen kann. Bei aller Sorgfalt gibt es immer Fehler bei der Entzifferung; die lassen sich in der Onlinedatenbank aber sehr schnell korrigieren.





Alter Archivkasten mit kyrillischer Beschriftung von Briefen an Chamisso

In diesem Notizbuch dokumentierte Chamisso Geldgeschäfte mit russischen Staatsanleihen



Sie sagten, der Berliner Nachlass sei relativ vollständig, gibt es denn noch mehr?

Anja Krüger: Wir haben einen Kasten Briefe von Chamisso in der Staatsbibliothek, aber sieben Kästen mit Briefen, die an ihn gerichtet sind. Das heißt, etliche Briefe Chamissos müssen anderswo, nämlich in den Nachlässen seiner Korrespondenzpartner, verblieben sein. Danach können wir jetzt gezielt fahnden. ::

Monika Sproll: Unsere Arbeitsform führt dazu, dass der Leser oder Nutzer selbständig an den Materialien arbeiten kann. Wir bieten eine Hilfestellung, aber keine Interpretation im Voraus. So gibt es bei Briefen keine eigene Inhaltszusammenfassung (wie bei einer Regest-Edition), sondern eine Inhaltserschließung nach suchbaren Schlagworten; die Leser können den gesamten Inhalt dann selber studieren, das finde ich sehr wichtig.

Jutta Weber: Wir stehen an einem Wendepunkt, wo sich durch die Digitalisierung das wissenschaftliche Arbeiten verändert. Das ist keine Arbeit mehr im einsamen Kämmerlein, vielleicht ein Leben lang, sondern man geht sehr schnell an die Öffentlichkeit. Neu ist bei unserem Projekt auch die Zusammenarbeit mit den Fachleuten in den Universitäten oder im Naturkundemuseum. Ich würde mir wünschen, dass so etwas häufiger stattfindet und dass die Kooperation auch international ausgebaut wird. Gerade bei Chamisso mit seinen Verbindungen nach Frankreich oder Russland, er ist ja auf einem russischen Forschungsschiff um die Welt gesehelt, und sein Herbarium liegt in St. Petersburg. Wir wollen in einer zweiten Projektphase auch die Chamisso-Bestände in anderen Sammlungen und Museen einbinden.

Anja Krüger: Die formale Erschließung des Nachlasses in der Staatsbibliothek ist im Mai oder Juni 2013 abgeschlossen, bei der inhaltlichen Erschließung bleibt noch einiges zu tun. Wir wollen ein eigenes Internetportal für den Chamisso-Nachlass schaffen, wo man - anders als »Kalliope« - auch Benutzungshinweise und erläuternde Kommentare finden kann.

Internetbesucher finden auf der Seite www.staatsbibliothek-berlin.de mehr über den Nachlass von Adelbert von Chamisso

»Irgendetwas darin lässt sich schriftlich nicht festhalten«

Einige Gedanken des Chamisso-Preisträgers Ilir Ferra über das Albanische als Muttersprache



Ein großes Fest

Am 28. November 2012 wurde in Albanien das hundertjährige Jubiläum der Gründung des albanischen Staates gefeiert. Kaum eine andere Feier wurde dort von der Bevölkerung und den Medien mit so viel Aufmerksamkeit bedacht. Selbst jene, die in diesem Fest bloß einen antizipierten Wahlkampf sahen, konnten es nicht kommentarlos übergehen und auch nicht die Verbitterung verheimlichen, diese Gelegenheit nicht für ihre eigenen Zwecke nutzen zu können.

Ich hingegen dachte darüber nach, ob sich keiner fragte, wie dieses Jahrhundert für die Albaner gewesen war. Aber wenn man im Ausland lebt, hat man genügend Abstand und leicht das Gefühl, alles besser zu wissen. Tatsache ist jedoch, dass Albanien nur zwei Jahre nach der Erklärung der Unabhängigkeit im Ersten Weltkrieg von austro-ungarischen, französischen, italienischen, griechischen, montenegrinischen und serbischen Truppen angegriffen und besetzt wurde. 1919, sieben Jahre später, beschlossen Großbritannien, Frankreich und Italien auf der Pariser Friedenskonferenz, den jungen Staat unter seinen Nachbarstaaten aufzuteilen. Das wurde nur durch das Veto des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson, verhindert.

Vielleicht verlief die Geschichte Albaniens nicht immer so dramatisch, aber derartige Momente haben sich wiederholt. Auch für die albanische Bevölkerung außerhalb der Landesgrenzen war es keineswegs einfacher. Sie wurde systematisch unterdrückt und regelmäßig unverhohlenem Rassismus ausgesetzt. Erst kürzlich bin ich selbst bei einer Lesung solchen Vorurteilen begegnet, die vor allem von Menschen artikuliert werden, die das Land nie besucht haben und kaum

etwas darüber wissen. Je mehr ich mir dieser Fakten bewusst werde, desto mehr verwundert es mich, wie die albanische Sprache, die inzwischen das wichtigste identifikationsstiftende Mittel der Albaner geworden ist, nicht nur überleben, sondern ihre Eigenständigkeit so weitgehend erhalten konnte.

Albanisch klingt wie ...

Albanisch ist eine indogermanische Sprache, jedoch mit keiner der heutigen Sprachen dieser Sprachgruppe verwandt. In Albanien wird vor allem das Illyrische als Ursprung genannt. Die Überlieferungen aus dem Illyrischen sind jedoch so spärlich, dass in der Sprachwissenschaft diese Frage noch sehr heftig diskutiert wird. Tatsache ist aber, dass es bereits vor 2600 Jahren eine Sprache gab, welche in der heutigen Forschung unzweifelhaft als eine Vorstufe des Albanischen gilt. Im Lauf der Geschichte wurde es natürlich vom Altgriechischen und Lateinischen beeinflusst, wie auch vom balkanischen Latein und slawischen Sprachen, welche neueren Studien zufolge vom Albanischen um nichts weniger geprägt wurden. Abgesehen von Lehnwörtern aus den genannten Sprachen und dem Türkischen ist Albanisch eine völlig eigenständige Sprache mit eigenständiger Entwicklung und Struktur geblieben.

Das erste schriftliche Zeugnis albanischer Sprache ist eine Taufformel aus dem Jahr 1462, und das erste Buch stammt aus dem Jahr 1555. Dabei handelt es sich um ein Messbuch des katholischen Priesters Gjon Buzuku. Bereits damals und auch heute sind die wichtigsten Dialekte das Gegische, das im Norden verwendet wird, und das Toskische, das im südlichen Teil des Landes verbreitet ist. Als amtliche Sprache mit latei-

:: Als Einstiegslektüre über albanische Geschichte empfiehlt Ilir Ferra die Monographie **Albanien** von Peter Bartl, in der Hoffnung, dass es davon bald eine Neuauflage gibt, da das Buch bereits vergriffen ist.

nischen Buchstaben wurde 1909 ein südlicher Dialekt des Gegischen festgelegt.

Wenn ich mich, dessen Aussprache eher von der südlichen Mundart gefärbt ist, mit jemandem aus dem Norden unterhalte, sind Dritte, die Albanisch zum ersten Mal hören, schnell versucht, Vergleiche anzustellen. Nicht selten habe ich das Gefühl, dass dabei wiederum gewisse Vorurteile zum Tragen kommen, denn die Sprachfärbungen der beiden Dialekte sind ebenso unterschiedlich wie die südlichen und nördlichen Dialekte des Italienischen.

Aus meiner Sicht als Übersetzer

Manchmal meine ich in der albanischen Sprache, wie sie heute in Medien verwendet wird, Strukturen des Italienischen wiederzuerkennen, obschon ihre Muttersprache den Journalisten und Moderatoren alle notwendigen sprachlichen Mittel stellt, ihre Gedanken auszudrücken. Nicht zuletzt deshalb entsteht in mir der Eindruck, dass Albaner eine größere Bereitschaft besitzen, Strukturen fremder Sprachen, hauptsächlich des Italienischen, zu übernehmen. Einzelne Persönlichkeiten der Medienlandschaft scheinen sogar durch das Nachahmen des Tonfalls ihrer italienischen Kollegen vermitteln zu wollen, dass sie ebenso tief sinnige Analysen liefern können. Andererseits kann ich mir nicht vorstellen, dass in Albanien als Übersetzungskritik das Äquivalent des Satzes »Das ist nicht deutsch« fällt, der ja vor allem bei literarischen Übersetzungen sehr beliebt ist. In meiner Arbeit als Übersetzer verrete ich den Standpunkt, dass es sich immer um eine situationsabhängige Entscheidung handelt, inwieweit Eigenschaften der Ausgangssprache in der Zielsprache beibehalten werden. Bei sachlichen Übersetzungen und Dolmetsch-Arbeiten habe ich bis jetzt kaum jemals versucht, spezifische Sprachfärbungen der Ausgangssprache beizubehalten. Die einzige Ausnahme bilden zwei Aufträge, bei welchen ich albanische Autoren gedolmetscht habe.

Beim Schreiben des Romans *Rauchschatten* hingegen habe ich mich sehr wohl bemüht, die Eigenschaften meiner Muttersprache, die ich typisch für die Zeit hielt, in der die Handlung des Textes angesiedelt ist, ins Deutsche zu übertragen. Ich war überzeugt, dass sie einen wichtigen Bestandteil dieses Stoffes ausmachten.

In literarischen Übersetzungen versuche ich stets die Ausgangssprache widerzuspiegeln. Für deutsch-

sprachige Verlage und Lektoren scheint das jedoch ein Problem darzustellen: Ich habe den Eindruck, dass von ihnen viel mehr Wert auf eine sogenannte »flüssige Übersetzung« gelegt wird. Ich denke aber, dass literarische Texte in ihrer Umgebung verwurzelt sind und ein wichtiger Bestandteil davon der Klang und Rhythmus ist, den sie in der Ausgangssprache besitzen.

Klang und Rhythmus

Während der Vorbereitung dieses Artikels fiel mir ein Gespräch mit meiner Mutter ein. Seit ich begonnen habe, mich mit Literatur zu beschäftigen, habe ich in ihren Erzählungen Qualitäten entdeckt, die mich sehr fasziniert haben. Oft habe ich versucht, mir ihre Worte einzuprägen, das ist mir jedoch nie gelungen. Deshalb bitte ich sie immer, wenn wir uns treffen, über die Zeit während des kommunistischen Regimes und die Familiengeschichte davor zu berichten. Ganz gleich wie oft sie diese Erzählungen wiederholt - ich habe mich damit abgefunden, dass ich sie in ihrer ursprünglichen Form nicht erfassen kann. Irgendetwas darin lässt sich schriftlich nicht festhalten. Die Reihenfolge der Worte, der Sätze, der Gedanken und der Bilder scheint Gesetzen unterworfen, die sich der Schrift entziehen. In diesen Erzählungen werden oft urmenschliche Motive wie Liebe, Freundschaft oder die Beziehung zwischen Eltern und Kindern behandelt.

In einem Fall, der mich während der Entstehung dieses Textes begleitete, ging es um Mutterliebe. Das Wort für Mutter im Albanischen ist: »nënë«. In dieser Erzählung, an deren Inhalt ich mich nicht mehr erinnere, sagt meine Mutter in einem Nebensatz: »... es heißt nicht umsonst: nënë«.

Bei diesen Worten wiederhole ich immer die gleiche Frage: »Warum denn eigentlich?«

»Ja«, sagt sie, »versuch einmal das Wort auszusprechen«.

Ich sehe sie verdutzt an und sie ruft: »Man kriegt den Mund nicht auf!«

»Nicht einmal das Wort will aus einem heraus«, spricht sie, überzeugt davon, dass jedes weitere Wort darüber überflüssig wäre.

::

Chamisso ist für uns ein Gütesiegel

Ein Gespräch mit Prof. Dr. h. c. Klaus-Dieter Lehmann, Präsident des Goethe-Instituts und Mitglied der Jury des Adelbert-von-Chamisso-Preises



Worin liegt die Unverwechselbarkeit des Adelbert-von-Chamisso-Preises?

Zunächst eine Grundaussage: Ich bin ein großer Verfechter von Literaturpreisen. Man sollte nicht meinen, dass es zu viele gibt, denn sie sind eine große Chance für die Sichtbarkeit von Autoren.

Für mich ist besonders der Wechsel aus einer Kultur und einer Sprache in eine andere eine herausragende Leistung, die ja auch für uns Früchte abwirft, weil es plötzlich andere Bilder, andere Metaphern, andere Ideen gibt. Wenn man die Bücher der Autoren liest, die diese Anstrengung vollbringen und ein hohes Qualitätsniveau erreichen, ist man überrascht über die Fülle von neuen Bildern.

Der Kultur- und der Sprachwechsel ist ein unverwechselbares und einzigartiges Kriterium für den Chamisso-Preis und ich trete dafür ein, dass dieser Kern sehr stark betont wird.

Nun gibt es nicht wenige Bücher von Chamisso-Preisträgern, die in Deutschland spielen, deren handelnde Personen einen Migrationshintergrund besitzen oder auch nicht. Und die Autorinnen oder Autoren erhalten zu Recht alle anderen Auszeichnungen – bisher nur den Büchner-Preis noch nicht. Kann man denn immer unterscheiden, wer ein Chamisso-Autor ist und wer nicht?

Ich bin nicht der Auffassung, dass wir es über Themen eingrenzen sollten, und der entscheidende Punkt ist nicht der Ort des Geschehens oder eine Darstellung, die aus dem Ursprungsland abgeleitet ist, das wäre mir zu sehr »ethno«. Aber ich glaube, man merkt den Büchern schon an, dass sie einen neuen, einen

anderen sprachlichen Reichtum haben. Natürlich verdienen diese Autoren genauso andere Preise; unter den Büchern auf der Longlist zum Deutschen Buchpreis 2010 waren etwa drei oder vier von Chamisso-Preisträgern.

Der Chamisso-Preis ist jedoch der einzige, der genau diese Besonderheit in der Thematik und in der Umsetzung deutlich herausstellt. Da hat er keinen Mitbewerber. Ich möchte das Kriterium der Sprachbilder hochhalten, weil ich glaube, dass wir alle davon profitieren.

Zu Anfang wurde der Adelbert-von-Chamisso-Preis eher mit dem Blick auf die oder aufgrund der Biografie vergeben ...

Die sehr starken Migrationsbewegungen der letzten Jahre, auch die zweite Generation der Migranten, bringen einen deutlichen neuen Aspekt. Früher gab es sehr viele sozial angesiedelte Romane, das hängt mit dem Ankommen und der Öffnung zusammen. Der Chamisso-Preis wird heute wertvoller und wichtiger, weil er in einem großen Feld von Migration und Integration eine wirkliche Sonde ist, mit der man Entdeckungen machen kann. Das große Verdienst von Harald Weinrich als dem geistigen Mentor für den Preis war es, diese Literatur in den 1980er Jahren als preiswürdig zu deklarieren und die Robert Bosch Stiftung davon zu überzeugen, zum damaligen Zeitpunkt einzusteigen. Seine Leistung, die Chancen der jungen Autoren in einem neuen Land sichtbar zu machen, finde ich nach wie vor enorm. Er hatte wunderbare Antennen, war ein sehr sensibler Mann, und mit dem Preis ist ihm ein großer Wurf gelungen. Insofern tut die Robert Bosch Stiftung gut daran, den Chamisso-Preis sehr zu pflegen.



... und sie pflegt die Chamisso-Preisträger ja neben der Auszeichnung mit Begleitmaßnahmen, mit Lesungen, der Präsenz auf den Buchmessen ...

Es ist unbedingt notwendig, die Preisträger auch weiterhin mit Lesungen und Workshops zu vermitteln. Man kann sagen, das ist Marketing, aber ein Buch muss öffentliche Aufmerksamkeit und sein Publikum finden. Das ist mit einem Event allein nicht getan, er ist nur der Auslöser. Um die Reichweite zu erhöhen, den Bekanntheitsgrad der Autoren zu erweitern, dafür sind die Unterstützungsmaßnahmen enorm wichtig, und da kann man eher noch mehr machen als weniger.

Wie wird der Preis außerhalb wahrgenommen und welche Rolle spielt er beispielsweise für die Autoren-Auswahl der Goethe-Instituts?

Wir schicken Chamisso-Preisträger sehr häufig auf Lesereisen in die ganze Welt, sie sind jedes Jahr überproportional bei den rund achtzig bis hundert deutschsprachigen Autoren vertreten. Das hängt damit zusammen, dass wir heutzutage klassische Lesereisen, bei denen ein Autor zwanzig, dreißig Stationen bereist, gar nicht mehr machen. Wir binden sie hingegen in Veranstaltungen ein, bei denen vermittelt wird, wie die Literaturproduktion und der Buchmarkt in Deutschland aussehen, wie jemand, der aus einem anderen Land kommt, in Deutschland arbeitet. Wichtig bei unseren Programmen ist die interessante Frage der Interkulturalität, und die wird durch die Chamisso-Preisträger besonders personalisiert. Sie sind für uns wichtige Vertreter Deutschlands wegen ihrer Fähigkeit, sich in einem Land zurechtzufinden, sich einzubringen. Chamisso ist für uns ein Gütesiegel, wenn wir nach draußen gehen.

Stichwort »nach draußen«: Gibt es bestimmte Ecken der Welt, die eine größere Affinität zur deutschsprachigen Literatur haben als andere?

Ganz klar sind Nordwesteuropa, Mittel- und Osteuropa und Russland, der ganze Bereich bis Zentralasien und Kasachstan, sehr literaturintensiv, Afrika weniger, in Asien ist es unterschiedlich. Die USA sind nach wie vor ein Leseland, allerdings nicht unbedingt für deutsche Literatur. Deutsche Kinderbücher werden in China und auch in Japan viel gelesen, in Japan sind auch die schwierigeren deutschen Bücher bekannt, dort hat die Germanistik eine große Bedeutung. Mit unseren spezifischen Kenntnissen versuchen wir natürlich die Position der deutschsprachigen Literatur zu stärken.

Überlegt man, welche Autorin, welcher Autor wohin passt?

Es hängt ein bisschen damit zusammen, wie wir unsere Übersetzungsförderung machen, die ein fundamentaler Teil unserer Arbeit ist. Ich finde das Wort von Umberto Eco, der gesagt hat: »Die Sprache Europas ist die Übersetzung« eine schöne Metapher. Damit wird zweierlei ausgedrückt, zum einen der Reichtum der Sprachen und zum anderen die Notwendigkeit der Dialogfähigkeit.

Insofern versuchen wir, Übersetzungsförderung und Autoren zu koppeln, möglichst auch Autor und Übersetzer in Veranstaltungen zusammen zu bringen, weil das sehr spannend ist und dadurch deutlich wird, dass Übersetzen kein mechanischer Akt, sondern wiederum ein schöpferischer Akt ist, eingebettet in den Kulturträger Sprache.

Sie haben in einem Interview die Sprache einmal als Fähre bezeichnet und gesagt, dass Sie sich selbst als Fährmann sehen ...

Mir gefiel das technische Wort der Sprache als Brücke nicht so sehr, das ist mir ein zu kurzer Weg von A nach B. Eine Fähre hingegen schwimmt im Strom der kulturellen Umgebung, das ist ein für mich ein viel schöneres Bild.

War Ihnen der Chamisso-Preis schon vor Ihrer Zeit als Präsident des Goethe-Instituts bekannt?

Ja, ich habe ja auch vorher in der Buchwelt gearbeitet und der Chamisso-Preis war mir geläufig, während man die vielen anderen Preise, die kein derart herausgehobenes Profil haben, weniger kennt.



Ich bin jemand, der in seiner eigenen kulturellen Verfasstheit eine Neugier auf die Nachbarschaften hat; so schreibe ich Deutschland auch immer eine besondere Verantwortung zu, weil wir als Mittelland in Europa neun Nachbarländer haben und - ich habe mal eine Statistik erstellt - das Land mit den meisten Übersetzungen aus anderen Sprachen sind. Wenn dann aus diesen Ländern die Autoren nach Deutschland, das große Literaturland, kommen und quasi ihr Meisterwerk abliefern, ist das faszinierend.

Es ist ein Teil meines Lebens, die interkulturellen Beziehungen immer stark zu betonen. Kultur kann ja nur existieren, wenn sie sich mit anderen Kulturen befasst und auseinandersetzt, nicht unbedingt, um etwas Gleiches zu machen, sondern um wirklich den Unterschied zu erkennen und ihn auch zu akzeptieren. Eine abgeschlossene Kultur ist eine tote Kultur. Lebendig wird es, wenn Impulse von außen kommen - darauf macht der Chamisso-Preis auch aufmerksam.

Sie sagten, Sie würden sich wünschen, dass die Robert Bosch Stiftung mit dem Chamisso-Preis noch mehr macht, was könnte das sein?

Ich möchte noch einmal sagen, was Bestand haben muss: Das ist für mich nach wie vor der Hauptpreis, mit

dem man ein literarisches Lebenswerk würdigt, mit Bezug auf das aktuelle Buch. Ich bin auch der Auffassung, dass wir zwei Förderpreise vergeben sollten. Jedes Mal ist es ein Genuss, die drei Preisträger zu erleben, da würde ich nicht kürzen. Über Begleitveranstaltungen haben wir geredet, da kann ich mir kein neues Format vorstellen.

Die Robert Bosch Stiftung vergibt im Grenzgänger-Programm Reisestipendien zur Recherche an Autoren und unterstützt, das haben wir ja kurz angesprochen, Workshops für Schüler, die sehr gut angenommen werden, das könnte man vielleicht ausweiten.

Ich glaube, man hat alle Möglichkeiten gut ausgelotet. Mir würde es noch sehr gut gefallen, die Jubiläen im Jahr 2013 zu nutzen - zu dem Thema habe ich vor kurzem auch mit der Staatsbibliothek in Berlin gesprochen, wo der Chamisso-Nachlass mit Mitteln der Robert Bosch Stiftung erschlossen wird. Wir haben den 175. Todestag Adelbert von Chamissos, und *Peter Schlemihl* ist vor zweihundert Jahren erschienen. Ich bin jemand, der Symboljahre gern nutzt, das ist immer ein guter Aufhänger für die Berichterstattung. Neben einer hochkarätigen Preisverleihung sollte man auch die Person Chamisso wieder in den Mittelpunkt stellen, ihn ins 21. Jahrhundert holen, um zu zeigen, welche Parallelen und welche Unterschiede es gibt, und das Ganze in einer Weise lebendig zu machen, die auch die historische Komponente berücksichtigt. Die Staatsbibliothek hat zu erkennen gegeben, dass sie bereit ist, ein solches Jubiläum mit auszurichten. Aus meiner zehnjährigen Zeit als Präsident der Stiftung Preussischer Kulturbesitz hätte mir vorgeschwebt, den neuen Lesesaal im Chamisso-Jahr zu eröffnen, aber der wird leider 2013 noch nicht fertig.

Das Interessante an Adelbert von Chamisso ist ja, dass er Dichter war und zugleich Forscher, Weltreisender, also eine moderne Persönlichkeit ...

Genau diese Gesamtschau der Dinge würde ich gern in die Köpfe bringen! Das isolierte Vorgehen hat ja im 19. Jahrhundert mit der Spezialisierung begonnen, heute ist jeder nur noch im Autonomen befasst, Übersprünge gibt es nicht mehr.

Man soll solche besonderen Jahre nicht vorbeigehen lassen, ohne sie zu nutzen, um Persönlichkeiten und Themen neu zu interpretieren.

Das Interview führte Irene Ferchl

Seit 1985 würdigt die Robert Bosch Stiftung mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis herausragende Beiträge zur deutschsprachigen Literatur von Autoren, deren Werk von einem Sprach- oder Kulturwechsel geprägt ist.

Die Preisverleihung findet alljährlich in feierlichem Rahmen in München statt.

Benannt wurde der Preis nach dem Schriftsteller und Naturforscher Adelbert von Chamisso (1781–1838). Er wurde in Frankreich geboren und zog in den Wirren der Französischen Revolution mit seiner Familie nach Berlin. Von dort unternahm er seine Weltreisen und entwickelte sich gleichzeitig zu einem der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Zeit. Sein bekanntestes Werk, *Peter Schlemihls wundersame Geschichte*, wurde 1813 veröffentlicht.

- | | | | |
|------|---|------|--|
| 1985 | Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis) | 2002 | SAID
Catalin Dorian Florescu (Förderpreis) |
| 1986 | Ota Filip | | Francesco Micieli (Förderpreis) |
| 1987 | Franco Biondi
Gino Chiellino | | Harald Weinrich (Ehrengabe) |
| 1988 | Elazar Benyoetz
Zafer Şenocak (Förderpreis) | 2003 | Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis) |
| 1989 | Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis) | | Marica Bodrožić (Förderpreis) |
| 1990 | Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis) | 2004 | Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk |
| 1991 | Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis) | | Yadé Kara (Förderpreis) |
| 1992 | Adel Karasholi
Galsan Tschinag | 2005 | Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis) |
| 1993 | Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis) | 2006 | Zsuzsanna Gahse
Sudابه Mohafez (Förderpreis) |
| 1994 | Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis) | | Eleonora Hummel (Förderpreis) |
| 1995 | György Dalos
László Csiba (Förderpreis) | 2007 | Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis) |
| 1996 | Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis) | | Que Du Luu (Förderpreis) |
| 1997 | Güney Dal
José F.A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe) † | 2008 | Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis) |
| 1998 | Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis) | | Michael Stavarič (Förderpreis) |
| 1999 | Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdoğan (Förderpreis) | 2009 | Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis) |
| 2000 | Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis) | | María Cecilia Barbetta (Förderpreis) |
| | Aglaja Veteranyi (Förderpreis) † | 2010 | Terézia Mora
Abbas Khider (Förderpreis) |
| 2001 | Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis) | | Nino Haratischwili (Förderpreis) |
| | Vladimir Vertlib (Förderpreis) | 2011 | Jean Krier †
Olga Martynova (Förderpreis) |
| | Imre Kertész (Ehrengabe) | | Nicol Ljubić (Förderpreis) |
| | | 2012 | Michael Stavarič
Akos Doma (Förderpreis) |
| | | | Ilir Ferra (Förderpreis) |
| | | 2013 | Marjana Gaponenko
Matthias Nawrat (Förderpreis) |
| | | | Anila Wilms (Förderpreis) |

Mehr über sämtliche Chamisso-Preisträger und frühere Ausgaben des Magazins finden Sie unter www.bosch-stiftung.de/chamissopreis



Vergessene Seele

Francesco Micielis Roman über das Fremdsein in Lützelflüh

»Es soll in drei Tagen ein Kongress zu Jeremias Gotthelf stattfinden«, heißt es zu Beginn der neuen Erzählung des 1956 in einem Ort mit dem wunderschönen Namen Santa Sofia d'Epiro geborenen Berner Dozenten und Schriftstellers Francesco Micieli, Chamisso-Förderpreisträger des Jahres 2002. »Ich werde über ›Gotthelf und die Fremden‹ sprechen. Fremdsein ist mein Job. Ich bin der Pressesprecher der Fremdheit«. Und zugleich kommt es dem Ich-Erzähler drei schlaflose Nächte lang so vor, als müsse er nach Lützelflüh im Emmental zurückkommen, dem Wohnort von Jeremias Gotthelf (1797–1854). Weil er dort etwas Wichtiges vergessen hat: »Eine Seele«.

Dieser Angelo war einst mit seinen Eltern aus Italien eingewandert und erinnert sich nun an die emotional aufgeheizte Zeit der Schwarzenbach-Initiative gegen die angebliche «Überfremdung» der Schweiz, die am 16. Juni 1970 mit nur 54 Prozent Nein-Stimmen abgelehnt worden war. »Die Beatles hatten sich getrennt, Janis Joplin und Jimmy (!) Hendrix waren gestorben, James Schwarzenbach wollte die Italiener dezimieren«.

Die meisterhaft komponierte, dreiteilige Erzählung bietet Skizzen und Szenen, die das Leben einer Immigrantenfamilie in den siebziger Jahren vor Augen führen, mitsamt der Schilderung einer unglücklichen, ebenfalls vom Überfremdungsgerede überformten Jugendliebe und inklusive bissiger Kurzporträts einstiger Schulkameraden und anderer Dorfbewohner von damals. Über die Mutter heißt es einmal, sie habe nur nicht auffallen wollen: »Die Schweiz sollte gar nicht merken, dass sie da war«. Was aber ebensowenig half gegen die weitverbreitete »Italiener raus!«-Mentalität wie die Gigolo-Posen des Vaters oder das rebellische Aufbegehren des nicht nur in der Schule »auffälligen« Pop- und Rock-Sohns. Der Angelo von heute fragt sich mit Recht, weshalb er sich in seinen besten Jugendjahren ausgerechnet »mit Knoblauch und Mais in meinem Pult«, mit körperlichen Attacken, verbalen Beleidigungen, Lokalverboten, Scham- und Schuldgefühlen beschäftigen musste. »Die siebziger Jahre waren traurig.«

Francesco Micieli glückt eine ästhetisch elegante, lebenskluge und melancholische Reflexion über Nähe und Fremde, Heimat und Identität. In ständigem Gespräch mit Gotthelf, natürlich. Man kann und muss

sein Buch auch als wichtigen Beitrag zur literarischen Landeskunde lesen, der an die von Schwarzenbachs Deportations-Initiative verschatteten Ängste und Alpträume zahlreicher Kinder und Jugendlicher erinnert, die später ganz wesentlich zum Wohlstand und zum Ansehen der Schweiz beigetragen haben.

Francesco Micieli, Schwarzenbach. Schlaflos in Lützelflüh. Erzählung. Zytglogge Verlag, Oberhofen am Thunersee 2012. 103 Seiten, 26 Euro

Kein Land im Rücken

Zsuzsanna Gahses Erzählinsele, sprachmächtig und federleicht

Der Titel von Zsuzsanna Gahses jüngster Prosa führt etwas in die Irre. Ein *Sudelbuch* im Sinne Lichtenbergs ist ihr *Südsudelbuch* auch, aber nicht nur: Notizen und Notate dominieren zwar, aber es gibt eine lose zusammenhängende Geschichte. Die Autorin charakterisiert den ersten Teil ihres Textes als »Reisetagebuch, bei dem es nicht auf die einzelnen Tage ankommt«. Es geht um den Alltag und die meist in den Süden Europas führenden Streifzüge einer namenlosen Ich-Erzählerin mit offenbar ungarischem Hintergrund, die allerdings »alles andere als eine Ausländerin« ist, »da man mir erst sagen müsste, wo mein Ausland und wo mein Inland liegen«. In Tokoll, einem Fotografen, hat sie einen verlässlichen Begleiter und Freund. Ein Künstler, den sie bei einer Tagung in Bozen kennenlernt und dem es ebenso wie ihr nicht um etwas Großes, Ganzes oder Abgeschlossenes geht, sondern eher um Fragmentarisches – nicht um Kontinente, eher um Inseln. *Erzählinsele* hatte die Chamisso-Preisträgerin des Jahres 2006 – die in diesem Buch ihre Abneigung gegen »Migrationsromane« mehrfach betont – ihre 2009 erschienenen Dresdner Vorlesungen genannt. Die dort skizzierten poetologischen Überlegungen werden im neuen Buch in sprachmächtiger und wortverliebter, federleichter und wunderbar poetischer Prosa zum literarischen Glänzen gebracht.

Andalusien spielt eine wichtige Rolle, speziell die Stadt Granada, wo Großvater Endre, dem wir dann aber auch am Lago Maggiore begegnen, vor 90 Jahren als Hotelpianist arbeitete. Granada als Schnittpunkt der Sprachen und Kulturen – »Tausend Geschichten und eine Nacht«. Dazu gehört die spanische Sprache, die im Grunde »gut in einen ungarischen Mund« passt, und überhaupt werden die europäischen Sprachen

und ihr Verhältnis zueinander öfters zum Thema dieser sprachleidenschaftlichen Autorin. »Es ist ein himmelhoher Unterschied, wer in welchem Alter welche Sprache lernt«. Hymnen auf die Mehrsprachigkeit tauchen auf, manchmal auch Sprachphilosophisches und, kein Wunder bei dieser Literatin: Bücher. An allererster Stelle *Don Quijote*. La Mancha, Toledo, Madrid – alles kommt vor, und die Detailbeobachtungen gerinnen zu zauberhaft flirrenden Sprachatollen. Einen ganz anderen Südsudelraum markieren die Alpen, von deren Gipfeln aus man in den »Kastaniengürtel« schauen kann, wie Tokoll das nennt, und oft sogar viel weiter in den Süden. Von den östlichsten sogar bis nach Ungarn. Die Budapester Margareteninsel und der Wiener Augarten tauchen kurz auf, St. Moritz und Vals, und ganz selten erzählt das *Südsudelbuch* auch kleine Geschichten von der Nordseite des Alpenhauptkamms, aus Frankfurt am Main oder Hausach im Kinzigtal. Zur interkulturellen Grundierung dieser Prosa gehören immer auch Episoden vom Essen und Trinken, zum Beispiel vom Hernalser Kartoffelsalat, dessen Geruch der Dichter Gert Jonke angeblich »von anderen Kartoffelsalatgerüchen unterscheiden konnte«.

Die Welt, von der uns Zsuzsanna Gahse hier erzählt, ist groß und vielgestaltig, voller Düfte und Musik, und so lesen sich auch die sprachverspielten Sätze ihres bezaubernden Buchs. Es enthält liebenswerte Geschichten, auch traurige, und man liest begeistert weiter, weil man von der melodischen Sprache dieser Poesieprosa mitgenommen und klug unterhalten wird. Viel zu früh ist der Text dann zu Ende: »Nie werde ich tausend Seiten schreiben, um etwas zu begründen. Über nichts möchte ich tausend Seiten schreiben«. Schön und gut. Was aber haben wir gerade gelesen? »Was ich damit sagen will? Damit? Ich will nur sagen, was ich sage, man braucht das nicht zu deuten«.

Zsuzsanna Gahse, Südsudelbuch. Edition Korrespondenzen, Wien 2012. 174 Seiten, 21 Euro

Tempo und Melancholie

Bei Dante Andrea Franzetti frisst die Ewige Stadt Rom ihre Kinder

Eine bunte und laute Weltstadt zwischen Gestern und Übermorgen, verträumt und hektisch zugleich, ein wenig verrückt und keineswegs ungefährlich: Das Rom, das uns Dante Andrea Franzetti, Chamisso-Preisträger des Jahres 1994, in seinem jüngsten Prosaband nahe

bringt, kannte man bisher so noch nicht. Seine zehn Kapitel, mit einem sehr nützlichen Personenregister im Anhang, haben anderes im Sinn als die große Rom-Literatur von Goethe bis Brinkmann, die Franzetti genauestens kennt und als Hallraum seiner eigenen Beobachtungen stets präsent hält. Sie präsentieren den Moloch Rom, der sich immer weiter ins Umland frisst. Sie zeigen den rasanten Wandel einer Kapitale, in der Papisten und Faschisten ebenso zu Hause sind wie Dichter und Träumer. Sie entwerfen das Panorama eines schier unendlichen Siedlungsbreis mit obskuren Vorstadtbars, in denen eine sich hemmungslos ausstobende Fußballleidenschaft die Leute nicht nur am Wochenende im Griff hat. Und doch spürt der Großstadtpoet auch viel Schönes auf, und der Leser ist fasziniert von der Großartigkeit und Poesie dieser Stadt. Widersprüchlichkeit pur.

»Man muss eine solche Stadt zerlegen, um sie zu beschreiben... In einer seltsam unwirklichen Gleichzeitigkeit ist Rom eine sehr schnelle und eine sehr langsame Stadt«.

Ob es um Nachwirkungen der Mussolini-Jahre geht, um Bürokratie oder Straßenverkehr, um die endlosen Rivalitäten zwischen AS- und Lazio-Anhängern, um vatikanische Geheimnisse oder die Gentrifizierung ganzer Stadtviertel – Franzettis Ich-Erzähler folgt man immer gern. Er besucht auch denkwürdige, oft verwunschene Orte wie – einer der schönsten Abschnitte dieses schönen Buchs – den »Cimitero acattolico«, auf dem unter anderem August von Goethe begraben liegt, 1830 gestorben, laut Grabstein keine eigenständige Person mit eigenem Namen, sondern nur »dem Vater vorangehend«: Der Alte aus Weimar bekommt, was diesen Sohn betrifft, zu Recht sein Fett ab. Drastisch ist die Schilderung der Via Appia, auf der der Sklave Spartacus ebenso seinen Auftritt hat wie der SS-Obersturmbannführer Kappler.

Das alles liest sich, jenseits jeglicher Fremdenführerprosa, flüssig und flott, und letztlich wird es getragen von einer leicht verschämten, aber unbändigen Liebe zu diesem Stadtmonster: »Rom ist eine in die Jahre gekommene Nutte und Mutter vieler Kinder... Eine Mutter, die man liebt, deren man sich aber immer ein wenig schämt.«

Dante Andrea Franzetti, Zurück nach Rom. Lenos Verlag, Basel 2012. 199 Seiten, 21,50 Euro

noutăți nowości neuwigkeiten novosti yenniker novice

Neuerscheinungen

- :: **Franco Biondi**, *Kostas' stille Jahre*. Roman. books-on-demand, Berlin 2012
- :: **Marica Bodrožić**, *Kirschholz und alte Gefühle*. Roman. Luchterhand Literaturverlag, München 2012
- :: **György Dalos**, *Der Fall des Ökonomen*. Roman. Rotbuch Verlag, Berlin 2012
- :: **Ota Filip**, *Verspätete Abrechnungen*. 9. Dresdner Chamisso-Poetikdozentur. Thelem, Dresden 2012
- :: **Dante Andrea Franzetti**, *Roger Rightwing köppelt das feingeistige Tischgespräch*. Satiren. Lenos Verlag, Zürich 2012
- :: **Nicol Ljubić**, *Als wäre es Liebe*. Roman. Hoffmann & Campe, Hamburg 2012
- :: **Abbas Khider**, *Brief in die Aubergerinnenrepublik*. Roman. Edition Nautilus, Hamburg 2013
- :: **Radek Knapp**, *Reise nach Kalino*. Roman. Piper, München 2012
- :: **Olga Martynova**, *Von Tschwirik und Tschwirka*. Gedichte. Droschl, Graz 2012
- :: **Mörikes Schlüsselbein. Roman. Droschl, Graz 2013**
- :: **Selim Özdoğan**, *Der Klang der Blicke*. Geschichten. Haymon, Innsbruck 2012
- :: *Kopfstand im Karma-Taxi. Bekenntnisse eines Pranajunkies*. Prosa. Edition Spuren, Winterthur 2012
- :: *Passen die Schuhe, vergisst man die Füße*. Die Zeit-Online-Kolumnen. asphalt & anders Verlag, Hamburg 2012
- :: **Ilma Rakusa**, *Aufgerissene Blicke*. Berlin-Journal. Droschl, Graz 2013

- :: **SAID**, *Ein Brief an Simba*. Mit Illustrationen von Gabriele Hafermaas. Verlag St. Michaelsbund, München 2012
- :: **Michael Stavarič**, *Gloria nach Adam Riese*. Mit Illustrationen von Dorothee Schwab. Luftschacht Verlag, Wien 2012
- :: **Galsan Tschinag**, *Eine tuwinische Geschichte und andere Erzählungen*. A1 Verlag, München 2013
- :: **Harald Weinrich**, *Über das Haben. 33 Ansichten*. C. H. Beck, München 2012
- :: **Feridun Zaimoglu**, *Kanak Sprach. 22 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft*. Rotbuch Verlag (Jubiläumsedition), Berlin 2013

Contemporary German Writers and Filmmakers heißt eine neue wissenschaftliche Buchreihe, die Julian Preece und Frank Finlay im Verlag Peter Lang in Oxford herausgeben. Ihre ersten beiden Bände sind **Feridun Zaimoglu** und **Ilija Trojanow** gewidmet und enthalten spannende, meist englischsprachige Studien zum bisherigen Werk der Chamisso-Preisträger von 2000 und 2005.

Auszeichnungen

Elazar Benyoëtz erhielt den Preis der Stiftung Bibel und Kultur für sein Lebenswerk, das in einzigartiger Weise dem biblischen Wort, der deutschen Sprache und der jüdischen Kultur Ausdruck verleiht.

Ota Filip wurde mit dem Tschechischen Staatsorden für Verdienste um die tschechische Literatur ausgezeichnet.

Olga Martynova erhielt für einen Auszug aus ihrem neuen Roman *Mörikes Schlüsselbein* in Klagenfurt den Ingeborg-Bachmann-Preis.

Neuigkeiten

Im November 2012 eröffnete die Berliner Akademie der Künste das **Imre Kertész-Archiv**. Damit stehen der Forschung über den Schriftsteller und Nobelpreisträger Manuskripte seiner Bücher, Korrespondenzen und Material zur Rezeption zur Verfügung.

Nachruf



Jean Krier, einer der angesehensten deutschsprachigen Lyriker, ist am 12. Januar in Freiburg gestorben. Für seinen Gedichtband *Herzens Lust Spiele*, erschienen im Verlag poetenladen, erhielt er große Anerkennung und den Adelbert-von-Chamisso-Preis 2011 sowie den Prix Servais. Jean Krier wurde 1949 in Luxemburg geboren und lebte nach seinem Studium wieder dort. (Ein ausführlicher Nachruf folgt im nächsten Chamisso-Magazin)

Die Mitarbeiter dieser *Chamisso*-Ausgabe

Impressum

Herausgegeben von der
Robert Bosch Stiftung GmbH

Redaktion

Irene Ferchl, Frank W. Albers,
Maria Trini

Gestaltung

r²| röger & röttenbacher,
Büro für Gestaltung, Leonberg

Abbildungen/Fotos

Michael Bienert (auf Seite 18)
Loredana Larocca (24/25, 26)
Yves Noir (1, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 15,
16, 17, 22, 30)
Staatsbibliothek zu Berlin (19, 20, 21)

Dank an

»Villa Bonn« der Frankfurter Gesell-
schaft für Handel, Industrie und
Wissenschaft; Café Pfortner, Berlin;
Universitätsbibliothek der TU Berlin im
Volkswagenhaus (Dr. Anke Quast und
Frauke Bahlberg)

© 2013 bei den Autoren, Fotografen
und dem Herausgeber
Alle Rechte vorbehalten
www.bosch-stiftung.de

Michael Bienert, Jahrgang 1964, lebt und arbeitet in Berlin als Journalist, Buchautor und Stadtführer. Erfinder und Redakteur des Chamisso-Forums, einer seit 2010 aktiven Internetplattform für den Austausch über den Dichter und Naturforscher (www.chamisso-forum.blogspot.de), Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des Chamisso-Digitalisierungsprojekts der Berliner Staatsbibliothek. Ab Frühjahr 2013 leitet Michael Bienert Stadtführungen zu Adelbert von Chamisso in Berlin, parallel werden ein Chamisso-Stadtplan und eine Weltkarte entstehen. Weiteres unter www.texter-stadt.de.

Irene Ferchl, Jahrgang 1954, arbeitet in Stuttgart als Kulturjournalistin und Autorin literarischer Reiseführer. 1993 gründete sie das *Literaturblatt für Baden-Württemberg*, dessen Herausgeberin und Chefredakteurin sie ist. Zuletzt erschienen von ihr die Anthologie *Geschichten aus Stuttgart* und der Kalender *Schwarz auf Weiß. Bücher-menschen aus Baden und Württemberg* mit dem Fotografen Burkhard Riegels (beides bei Klöpfer & Meyer). Seit 1998 betreut sie für die Robert Bosch Stiftung die Publikationen zu den Chamisso-Preisträgern.

Ilir Ferra wurde 1974 in Durrës, Albanien, geboren. Seit 1991 lebt und arbeitet er als Autor und Übersetzer in Wien, wo er das Studium als Übersetzer abschloss. 2008 erhielt er für seine Erzählung *Halber Atem* den Preis »Schreiben zwischen den Kulturen«. 2010 erschien in der Wiener Edition Atelier sein Romandebüt *Rauchschatten*, das mit dem Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis 2012 ausgezeichnet wurde.

Martin Halter, 1953 in Oppenau (Schwarzwald) geboren, lebt als freier Kulturjournalist in Freiburg. Neben Buchveröffentlichungen wie *Freiburger Glück* (Oase Verlag) und *Das letzte Lexikon* (Die Andere Bibliothek) schreibt er vor allem Literatur- und Theaterkritiken, Glossen und Essays für deutsche und schweizerische Zeitungen und den SWR.

Klaus Hübner, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

Yves Noir wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

Beate Tröger, 1973 in Selb/Oberfranken geboren, studierte Germanistik, Anglistik und Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft in Erlangen und Berlin. Sie lebt heute in Frankfurt am Main und arbeitet als Literaturkritikerin vor allem für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* und den *FREITAG*.

Thomas Wörtche, geboren 1954, arbeitet als Kritiker, Publizist und Literaturwissenschaftler in Berlin. Er beschäftigt sich für Print, Online und Radio mit Büchern, Bildern und Musik, schwerpunktmäßig mit internationaler *crime fiction* in allen medialen Formen, gibt z. Zt. das Online-Feuilleton *CULTurMAG* und die Reihe »Penser Pulp« bei Diaphanes heraus.

Kultur ist überall.®

Literatur in Deutschlandradio Kultur

Montag bis Freitag • 9:33/10:33/11:33/14:33/15:33/16:33



Samstag und Sonntag • 11:33

Buchkritik im Radiofeuilleton



Montag bis Donnerstag • 19:07 bis 19:30

Fazit am Abend

u. a. Autoren im Gespräch, Literaturwettbewerbe



täglich • 23:05 bis 24:00

Fazit

Kultur vom Tage

u. a. Autoren im Gespräch, Literaturwettbewerbe



Di 19:30 bis 20:00

Literatur

Feature/Porträts/Literaturlandschaften/

Autoren im Gespräch



Sa 17:30 bis 18:00

Lesung

Bekannte Autoren und prominente Stimmen



Sa 22:30 bis 23:00

Erotikon

Lesung zur Nacht



So 12:30 bis 13:00

Lesart

Das politische Buchmagazin



So 0:05 bis 1:00

Werkstatt/Literatur

Experimente, Features, Essays, Debatten

Deutschlandradio Kultur
im Digitalradio

Weitere Informationen:
deutschlandradio.de oder
Hörerservice 0221.345-1831

⋮ Ein Programm
⋮ von Deutschlandradio
⋮

Deutschlandradio Kultur